
HARVARD
UNIVERSITY
LIBRARY



AHASVER
IN DER WELTPOESIE

✻

MIT EINEM ANHANG: DIE GESTALT JESU
IN DER MODERNEN DICHTUNG

✻

STUDIEN ZUR RELIGION IN DER LITERATUR

VON

THEODOR KAPPSTEIN



BERLIN
DRUCK UND VERLAG VON GEORG REIMER
1906.

DEM ANDENKEN

EINES LIEBEN HAUSGENOSSEN.

Inhalt.

Vorbemerkung.

Mein Büchlein strebt nicht nach Vollständigkeit in der Verwertung des Materials. Ich weiß wohl, die sogenannte „erschöpfende“ Behandlung eines Stoffes — die zumeist den Stoff, den Verfasser und seine Leser zugleich erschöpft — ist eine deutsche Erbtugend, der jeder von uns so oder so einmal seinen Tribut entrichtet. Diese Studie will jedoch nicht katalogisieren, sondern anregen. In meinen Mußestunden, deren wenige sind, bin ich seit einem halben Dutzend Jahre den Spuren Ahasvers in der Literatur nachgegangen und habe gesichtet, was ich mir dabei einfing. Das Wertlose verwarf ich; nur was mich nach der ernsten oder heiteren Seite anzog, nahm ich in meine Sammlung auf. So trägt der vorliegende Essai ein durchaus persönliches Gepräge.

Die Ahasverdichtungen lassen sich nicht unter einen einheitlichen Gesichtspunkt fassen; sie sind so verschiedenartig wie ihre Dichter und so bunt wie das Leben. Darum erschien es mir untunlich, die poetischen Bearbeitungen des Ewigen Juden zu gesonderten Kapiteln zusammenzustellen. Denn das Einteilungsprinzip würde entweder identisch sein mit den Abschnitten der allgemeinen Literaturgeschichte, oder es würde den Eindruck der Künstelei nicht vermeiden können. Wieviel wird überhaupt in

unserer gesamten Literaturkritik durch die schulgerechte Manier des Disponierens und Etikettierens gefehlt! Ja wenn das Leben soviel Sinn für Ordnung und Regelmäßigkeit hätte, daß die Kunststile wie die Werke des einzelnen Dichters sich so glatt und nett auseinander entwickelten, wie die Biographien und Monographien das so infallibel anzugeben wissen! Wer vermag zu sagen, welchen Charakter heute unsere Kunst hat? Oder soll die zufällige Veröffentlichung der Stücke Gerhart Hauptmanns auf Bühne und Büchermarkt von „Vor Sonnenaufgang“ bis „Und Pippa tanzt“ etwa in der gleichen Reihenfolge die geistige Entwickelung des Poeten darstellen?! Diese in üppiger Blüte stehende kunstkritische Schulmeisterei fliegt schon bei der einfachen Erwägung über den Haufen: welche unaufgeführten und ungedruckten Dramen und Dramenentwürfe liegen zwischen denen, die fertig wurden und vom Theaterdirektor ans Licht der Rampe gezogen wurden? — Also ich entwickele die dichterische Verwendung der Ahasvergestalt nicht so, daß ich die Abhängigkeit oder Unabhängigkeit der einzelnen Poesien untereinander feststelle und auf möglichst viele oder wenige Quellen fahnde. Sondern ich lasse die wichtigeren Ahasverdichter zu uns sprechen und reihe ihre Poeme auf einen losen Faden der Jahre des Erscheinens. Dabei ergibt sich dann ganz von selbst diese und jene allgemeinere Beobachtung, der ich nicht ausgewichen bin.

Zur Literatur meines Stoffes gab es bis zur Niederschrift dieses kleinen Buches etwa nur die gelehrte Studie von Dr. L. Neubaur: Die Sage vom ewigen Juden, untersucht (zweite, durch neue Mitteilungen vermehrte Ausgabe, Leipzig 1893, J. C. Hinrichs) und den Vortrag von Friedr.

Helbig: Die Sage vom ewigen Juden, ihre poetische Wandlung und Fortbildung, Berlin 1874. Daneben Grässes Heft: Der Tannhäuser und der ewige Jude (Dresden 1861) und Zerstreutes in Zeitschriften. Kurz vor Drucklegung meiner Arbeit sind jedoch gleichzeitig zwei vortreffliche Doktorarbeiten über unser Thema publiziert worden: Dr. Johann Prost: Die Sage vom ewigen Juden in der neueren deutschen Literatur (Leipzig, Georg Wigand, 1905), und Albert Sörgel: Ahasverdichtungen seit Goethe (Leipzig, R. Voigtländer 1905), herausgegeben als sechster Band der „Probefahrten", der Erstlingsarbeiten aus dem deutschen Seminar von Albert Köster. Beide Verfasser bieten einen vollständigen Ahasverkatalog und die sorgsamste philologische Akribie; beide Verfasser sind begabt, Sörgel ist der Überlegene, er schreibt ausgezeichnet, doch schlägt er zuweilen einen kecken Ton an, dessen Fehlen uns seinen Kollegen Prost sympathischer macht. Ich empfehle beide Studien aufs wärmste. So weit es noch anging, habe ich mir ihre Untersuchungen mit Dank zunutze gemacht und einzelne Absätze nach ihren Feststellungen ergänzt und ausgebessert. Sörgel hat in seiner Bibliographie nicht weniger als 210 Nummern zustande gebracht, die von den ältesten bretonischen und vlämischen Volksliedern auf den juif errant und den Joodsche wandelaar bis zu Heinrich Bulthaupts Musikdrama Ahasver, Albert Kachelleks Ahasver und Bonaparte, Frey-Hegars Chor, Soli und Orchester auf Ahasvers Erwachen und des Tschechen Machar (nicht aufzutreibendes) Gedicht, das den ewigen Juden als Apostel des Lebens feiert, hinunterführen.

Als Anhang gebe ich einen Aufsatz: Die Gestalt Jesu in der modernen Dichtung, der zuerst in der Halbmonats-

schrift „Bühne und Welt“ (Dezember und Januar d. J.) gedruckt wurde. Er soll dem Ahasverstoff den Rahmen spannen und den größeren Hintergrund zeigen. Denn ohne den Stifter des Christentums ist der ewige Jude nicht denkbar; an seiner Passion ist Ahasvers eigene Passion erwachsen. Auch Judas, der Verräter, der problematische Mann aus Karioth, gehört in diesen Kreis. So steigt hinter aller Ahasverdichtung das Ringen der beiden großen weltgeschichtlichen Mächte empor: Judentum und Christentum — ja, letztlich ist es die Menschheit selbst, die ihrem Werden und Vergehen unter allen Zonen und zu allen Zeiten in dieser dichterischen Gestalt immer neu das Mal des Gedächtnisses errichtet hat. Das verleiht der Ahasverliteratur ihren ergreifenden Charakter und ihre die Gegensätze der Rassen versöhnende Weihe.

Berlin, 17. Februar 1906.

Theodor Kappstein.

Ein Stück Wegs mit dem ewigen Juden.

Der Nazarener auf der via dolorosa. Er durchschreitet das Tor des Palastes des römischen Prokurators. Da schlägt ihm ein Pförtner namens Josef Cartaphilus mit der Faust in den Nacken und ruft ihm spottend zu: „Geh' schneller, schneller! Was zögerst du?“ Der Dulder wendet sich und sein Auge blitzt: „Ich gehe; aber du sollst wandern, bis ich wiederkomme . . .“ In dieser Form überliefert uns im 13. Jahrhundert der englische Chronist Mathäus Parisiensis den Sagenstoff von dem ewigen Juden; er fügt hinzu: Wie der zum Sterben gehende Meister gesagt, so habe sich's erfüllt. Den Mann befalle alle hundert Jahre eine unheilbare Schwäche, nach deren Überwindung er jedesmal in das Alter zurücktrete, in dem der leidende Messias seinerzeit stand. Cartaphilus, der ein Christ geworden, verbringe sein Leben schweigsam als Büßer in Armenien. Von Armenien kam die Mythe nach Europa. Bald folgte der Held selbst in Person. Ein Schuster hatte ihn in Böhmen gesehen; im Winter 1542 erschien er in Hamburg. Der Schleswiger Bischof Paulus von Eitzen stellt ihn in eingehendem Verhör als Schuster Ahasver aus Jerusalem fest, der den Christus, als er mit dem Kreuz beschwert vor seinem Hause eine kurze Rast machen wollte, unbarmherzig von dannen gejagt habe und dafür büßen müsse. Aus dieser Quelle ist das berühmte Volksbuch des 17. Jahr-

hunderts vom Ewigen Juden erwachsen. Die Drucke folgen seit 1602 schnell nacheinander.

* * *

Der Chronist Roger von Wendower (1228) ist die älteste nachweisliche Quelle; auch Philipp Mouskes, Verfasser einer flandrischen Reimchronik (um 1243) berichtet die Legende. In Italien sah man den Ewigen Juden nach dem Zeugnis des Astrologen Guido Bonatti im Jahre 1267 zu Forli, im 14. Jahrhundert nach der Mitteilung des Chronisten Tizio in Siena. Er heißt dort Buttadeus = Schlagegott (Buttadio), unter diesem Namen drang sein Ruf auch in die Bretagne: Boudedeo. Der spanische Juan Espera-en-Dios (Traugott) trägt eine schwarze Binde auf der Stirn, die ein flammendes Kreuz bedeckt; dies Flammenkreuz zehrt des Ewigen Juden Gehirn ebenso schnell auf, wie es immer wieder nachwächst.

Schon im 16. Jahrhundert soll ein Volksbuch vom Ewigen Juden verbreitet gewesen sein; doch hat selbst Karl Simrock, wie er im sechsten Bande der von ihm besorgten Deutschen Volksbücher eingesteht,*) keine ältere Ausgabe des Volksbuches auftreiben können, als die Leidener um 1602 — vier kleine Quartblätter —. Der umständliche Titel lautet im Stil der Zeit:

„Kurtze Beschreibung vnd Erzehlung von einem Juden, mit Namen Ahasverus:

Welcher bey der Creutzigung Christi selbst Persönlich gewesen, auch das Crucifige vber Christum hab helffen schreyen vnnd vmb Barnabam bitten, hab auch nach der Creutzigung Christi nimmer gen Jerusalem können kommen, auch sein Weib vnnd Kinder nimmer gesehen; vnnd seit-

---

*) Die deutschen Volksbücher in ihrer ursprünglichen Echtheit wiederhergestellt. Frankfurt a. M., Christian Winter, 2. Aufl. S. 419 ff. („Gedruckt in diesem Jahr.")

hero im Leben geblieben, vnd vor etlich Jahren gen Hamburg kommen, auch anno 1599 Im December zu Dantzig ankommen.

Es hat auch Paulus von Eitzen, der heil. Schrift D. vnd Bischoff von Schleßwig beneben dem Rector der Schulen zu Hamburg, mit jhme conferirt: von den Orientalischen Landen, nach Christi Zeit was sich verloffen, hatt er solchen guten Bericht darvon gegeben, das sie sich nicht genug darüber verwundern können

Matthei am 16.*)

Warlich ich sage euch, es stehen allhier etliche, die werden den Tod nicht schmecken, biß das sie deß Menschen Sohn kommen sehen inn sein Reich.

Gedruckt zu Leyden bei Christoff Creutzer. Anno 1602."

Der originelle Schluß des ganzen Berichts lautet: „Dieser Mann oder Jud soll so dicke Fußsolen haben, das mans gemessen zweier Zwerch Finger dick gewesen, gleich wie ein Horn so hart wegen seines langes gehen vnnd Reysen." In den Ausgaben nach 1602 wird Chrysostomus Dudolaeus Westphalus als Verfasser genannt; er hat den einfachen Bericht des ersten Verfassers stark überarbeitet und mit dem Datum Refel (Reval) den 1. August 1613 versehen.

Dies Volksbuch gab den Anstoß zum Entstehen einer nicht ruhenden Literatur. Zuerst erwuchsen größere Romane und Volksbücher. Die Wanderungen des Ewigen Juden durch die Zeiten und Länder erwiesen sich als ein bequemer Faden, um daran die wichtigsten geschichtlichen Ereignisse seit dem Tode Christi aufzureihen — und die abenteuerlichsten Phantastereien mit dem Schein der Authentie

*) Neben Matth. 16, 28 muß als biblische Sagenquelle auch Ev. Johann. 21, 20ff. genannt werden, wo das Wort Jesu vom Bleiben und Gehen der Jünger den Anlaß gibt zu der Rede im Volk: Dieser Jünger (Johannes) stirbt nicht.

zu umkleiden. So gestaltete Frankreich zuerst in der Bibliothèque des Romans im Jahre 1777 aus dem dünnen und dürren ursprünglichen Berichte einen stattlichen Roman, dem fünf Jahre später Reichard in seiner Rigaer Verdeutschung eine bedeutende Umarbeitung und weitere Ausspinnung angedeihen ließ. Vier junge Leute verschiedener Nationalität gehen zur Ostermesse 1780 in Leipzig vor dem Peterstore spazieren. Sie unterhalten sich über Lavaters physiognomische Fragmente; dabei fällt ihnen der ewige Jude auf, der den Eindruck eines erst vierzigjährigen Mannes auf sie macht. Er ist von mittlerer Größe, stark und robust. Alle hundert Jahre muß er um die alte Welt herumwandern; die neue geht ihn nichts an. Nach Jerusalem aber darf er erst zum jüngsten Gericht zurückkehren. Nur drei Tage darf er am selben Ort verbleiben; er altert nicht und ist unverwundbar. In seinem Besitz ist der Hexentaler, der immer das Gepräge des Landes annimmt, in dem der Mann sich gerade aufhält. Nachdem er den vier Studenten seine Erlebnisse berichtet, entfernt er sich mit dem Freimaurerzeichen.

In den letzten hundert Jahren hat Ahasver oft den poetischen Stoff zu kleineren und größeren Dichtungen abgegeben. Der Frankfurter Chr. Fr. Daniel Schubart*) zeichnet in seiner Rhapsodie „Der ewige Jude“ eine Handlung von wilder Bewegung. Ahasver hat sich ins Karmelgebirge zurückgezogen; aufgetürmte Totenschädel läßt er in wahnsinnigem Behagen hüpfen und zersplittern, um die Öde seines Daseins zu vergessen. „Das ist mein Vater, das sind meine Weiber, meine Kinder!“ schreit er den Knochen nach. „Sie konnten sterben, aber ich Verworfener, ich kann nicht sterben. Jerusalem sank, ich zerknirschte den Säugling,

*) Gedichte, Frankfurt 1787; Neuausgabe 1829.

ich rannte in die Flammen, fluchte den Römern; Rom sank, Nationen stürzten — und ich blieb.“ Sein Schmerz im Schmerze ist es, daß er alle Qualen bis zum Todesmoment fühlt, ohne doch den Frieden der letzten Erlösung im Sterben zu genießen. Der Schluß des Gedichts ist ein matter Familienblattausklang: Ahasver stürzt sich vom Karmel in die Tiefe, ein Engel bettet ihn zur Ruhe — „Gott zürnt nicht ewig“.

Schubart war ein Stürmer und Dränger — kein Wunder, daß ihn der Ahasverstoff anzog. Dazu war er, wie Joh. Prost richtig anmerkt, auf dem Asperg einer Bestrafung unterworfen, die zu seinem Vergehen in keinem richtigen Verhältnis stand: er sehnte sich nach Erlösung von der Qual und Schmach, die ihn getroffen. Und nicht zuletzt: er war ein glühender Verehrer Klopstocks; so mag es ihm aufgefallen sein, daß Klopstock im achten Gesang der Messiade, wo er Gelegenheit hatte, den Ahasver auftreten zu lassen, das dankbare Motiv unbeachtet ließ. Er selbst wollte die Lücke ausfüllen. Schubart notiert sich ausdrücklich: „Vom achten Gesang an schien mir der Strom der Empfindung und des Beifalls etwas zu stocken. Man verlangte die Hinausführung des Messias zum Tode mit anzusehen, um daran herzlichen Anteil nehmen zu können. Der Katholik besonders paßte auf die vielen Hinfälle Jesu unter der Kreuzeslast und auf die Episode der Veronika; aber statt dessen nimmt ihn der Dichter mit unter den feiernden Kreis der Engel auf den Todeshügel.“

Christlich-kirchlich meinte A. W. Schlegel seine „Warnung“ (1801), die sich an unsere Sage anschließt. Ahasver trifft in einer Schenke zwei rohe Gesellen, die sich ihre gottlosen Streiche erzählen und den Ewigen Juden ausspotten. Er warnt sie; doch sie hören nicht auf ihn, bis es zu spät ist — kostbar ist der Vers:

Zu spät zerknickt sie's und gereut's,
Gott läßt nicht mit sich scherzen,
Es brennt das feurig blut'ge Kreuz
In den lieblosen Herzen.
Kirchentrost ward nicht gespart,
Buße, Gebet und Pilgerfahrt,
Doch lebten die Spötter nicht lange.

Beachtenswert ist in dieser gar nicht übel geratenen Romanze die Rolle, die Ahasver zugeteilt ist: er mahnt die Sünder zur reuigen Umkehr, auf sein eigen Beispiel verweisend. Die jungen Leute aber widerlegen mit ihrer vergeblichen Buße im Sinne des Dichters den volkstümlichen Spruch: Lustig gelebt und selig gestorben heißt dem Teufel die Rechnung verdorben. Sie finden keine Gnade vor Gott, da sie zu spät kommen. Es ist das Beispiel Esaus, Ebräerbrief 12, 17.

Als Episode begegnen wir dem ewigen Juden in dem „Leiden des Herrn", einem Gedicht, das die Herausgeber das „Wunderhorn" als fliegendes Blatt mitteilen.*) Die Stimmung ist hier judenfeindlich; ein reicher Jude verstößt den ermatteten Heiland von seiner Tür. Jesus blickt ihn schweigend an, seinen Kreuzweg fortsetzend; Gott selbst aber zeichnet den Hartherzigen zum ewigen Juden — „und kann nicht sterben nimmermehr und wandert immer hin und her . . ."

Zwei innige Volksbearbeitungen des Sagenstoffs haben Aloys Schreiber (1807 im Stuttgarter Morgenblatt) und der „Griechenmüller" W. Müller (in den Liedern des Lebens und der Liebe 1824) dargeboten, Ahasver kann bei Schreiber nicht genießen, weil ihm dazu die Muße fehlt, er darf sie sich nicht gönnen. Er flieht den Genuß und

*) Reklam, Univ.-Bibl. 1251—56: Des Knaben Wunderhorn, nach der Heidelberger Originalausgabe (1806-8) neu herausgegeben; S. 98.

jagt an allem achtlos vorbei. Bis er vor einem Kruzifix sehnsüchtig um Erlösung fleht und die Stimme des Heilands vernimmt: „Wer gefehlt hat, darf bereuen und mein Antlitz keiner scheuen, der mich liebt und an mich glaubt.“ Reifer ist der gemütvolle Müller, der tiefe Melancholie in dem Leser auslöst mit der volkstümlichen Weise: „Ich habe alles schon gesehn und darf doch nicht zur Ruhe gehn.“ Wir werden willig, die letzte Bitte des unseligen Wanderers zu erfüllen:

> O Mensch, der du den Lauf vollbracht
> Und gehest ein zur kühlen Nacht,
> Bet', eh du tust die Augen zu,
> Für mich um eine Stunde Ruh.

Auch Hauff hat in seinen vielgelesenen phantastisch-satirischen „Memoiren des Satans“ (1826) Ahasver gezeichnet. Er läßt ihn mit dem Teufel zusammentreffen. Hauff tut die Äußerung: „Es liegt in der Sage eine tiefe Moral, denn der verworfenste unter den Menschen ist offenbar immer der, der seinen Schmerz über getäuschte Hoffnung gerade an dem ausläßt, der diese Hoffnungen erregt hat; besonders verworfen erscheint er, wenn zugleich der, welcher die Hoffnung erregte, auch unglücklicher ist als der, welcher sich täuschte.“ Bei einer vom Teufel angeregten ästhetischen Teegesellschaft begeht Ahasver allerlei Ungeschicklichkeiten und spielt eine ziemlich lächerliche Rolle. Doch ist in Hauffs Memoiren, die so keck fabulieren und so geistreich ironisieren, der ewige Jude durchaus als eine episodische Figur gemeint.

Der Österreicher J. G. Seidl (1826) läßt in seiner poetischen Bearbeitung des Ahasverstoffes einen wahren und einen falschen ewigen Juden auftreten: als Tischnarr in einer Schenke gibt sich ein Jude für Ahasver aus und redet den Zechern ins Gewissen, so daß sie ernst werden und

verstummen. Er identifiziert sich mit der Menschheit: So ward euer Fluch der meine, eure Qual Qual für mein Herz, und der Menschheit Leid mein Leiden, und der Schmerz der Welt mein Schmerz. Ihn weist der echte Ahasver in die Schranken mit der interessanten Philippika:

Weltschmerzheuchler, Leidensmäkler, Arzt, der heilen will mit Gift,
Willst der Welt ihr Leid du deuten, lies auf meiner Stirn die Schrift:
Daß sie wegstößt ihren Heiland, wie einst ich ihn stieß von mir,
Daß sein Wort sie überhöret, wenn er warnend spricht zu ihr,
Daß sie von sich selbst erwartet, was nur er ihr geben kann,
Daß sein Glaub' ihr ward zum Wahne, das nur ist ihr Fluch und Bann.
Darin eben liegt das Unheil und der Welt unsel'ger Bruch,
Daß sie so, wie du, verblendet prahlt mit ihrem ärgsten Fluch.

* * *

A. Klingemanns Trauerspiel,*) dessen Titelrolle Ludwig Devrient so gern mimte, läßt den Menschen durch das Leid zur Freiheit geläutert werden. Dem Mörder Gustav Adolfs, dem fanatischen Katholiken Grafen Warth, hat Ahasver sekundiert; der hinterlistige Übeltäter, der sich von dem Gemordeten gezeichnet glaubt, wird zum Atheisten, der sein Gewissen betäubt, aber des unheimlichen Mitwissers an

*) Braunschweig 1827. Klingemanns Drama ist herausgewachsen aus der Novelle „Der ewige Jude" von Franz Horn, die in Fouqués Frauentaschenbuch für 1818 erschien und 1819 in seine Gesammelten Novellen aufgenommen wurde. Die Handlung spielt bei Horn während des Dreißigjährigen Krieges: Leopold, des Grafen von Lauingen Sohn, wird von dem ewigen Juden im Treffen bei Prag das Leben gerettet. Leopold und Ahasver befreunden sich daraufhin. Dieser, der sich Christianus nennt, geht als gespenstischer Fremdling über die Erde; den irdischen Interessen ist er abgestorben, seine Welt sind die Erinnerungen; er liebt den Tod, der ihn flieht, und flieht das Leben, das ihn umfängt. Er versöhnt seine Freunde mit dem Tode.

seiner Seite sich nicht entledigen kann, — bis er bekennend unter seiner Last zusammenbricht. Ahasver wandert weiter. Er hat seinen Dienst getan: er verhilft den Menschen durch die Qualen der Schuld und des Leides hindurch zur Freiheit ihrer Seele. Ich zitiere das Bekenntnis Ahasvers, der dem Leben und dem Tod ein Greuel ist:

> Leblos und lebend, das Gespenst der Zeit,
> Die ohne bösen Willen Böses tut; —
> Und wenn auch wen'gen ich mich kund nur gebe,
> Erbebt doch oft in stillen Mitternächten
> Der Frevler vor dem bleichen Schreckensbilde
> Des ewig Wandernden, das ihn bedroht,
> Den Namen seines Gottes nicht zu lästern.

Der Dienst, den Ahasver nolens volens dem Guten und Wahren in der Welt erweist, wird typisiert in den Gestalten des fanatischen Katholizismus und des überzeugten Protestantismus, gemildert durch die vertrauende einfache Naturreligion.

Altmeister Goethe hat die poetische Gestaltung der Ahasversage wiederholt erwogen. Sie lebte, so hören wir in „Wahrheit und Dichtung", aus den Volksbüchern in der Phantasie des Knaben. In einem Epos will er „die hervorragendsten Punkte der Religions- und Kirchengeschichte" behandeln; der Dresdener Schuster, den er als Leipziger Student kennen gelernt, sollte das Modell abgeben. Mit Behagen verweilt er in Gedanken bei dem Kapitel: Ahasver bei Spinoza. Hier wollte er seiner Verehrung für den großen Denker der prästabilierten Harmonie und der Monadenlehre Ausdruck geben. Der Plan blieb im Ansatz stecken. Der „Fragmentfetzen", den wir aus den Vermischten Gedichten kennen, ist der nicht allzu geistreiche Eingang zu einer Jahrmarktsburleske. Das Beste daran ist die flotte Charakteristik:

In Judäa, dem heiligen Land,
War einst ein Schuster, wohlbekannt
Wegen seiner Herzfrömmigkeit,
Zur gar verdorbenen Kirchenzeit.
War halb Essener, halb Methodist,
Herrnhuter, mehr Separatist;
Denn er hielt viel auf Kreuz und Qual,
Genug, er war Original,
Und aus Originalität
Er anderen Narren gleichen tät.

In einem Briefe an den Philologen Wolf wird Wieland redend eingeführt und zur Charakteristik der Gedächtnisstärke Goethes folgendes berichtet: „Als Goethe in seinem 25. Jahre als Doktor Goethe zuerst zu uns kam, gab er von der Kraft seines Gedächtnisses erstaunenswürdige Proben. Er rezitierte damals ein langes, aus mehreren Gesängen bestehendes Gedicht in Knittelversen, denen er durch seine Deklamation alles Widrige zu nehmen und Salz und Würze zu geben wußte, das nie geschrieben oder gedruckt worden ist: Der ewige Jude benannt. Es war eine mit der unschuldigsten Miene giftig persiflierende Christeis, worinnen Jesus und seine Jünger gewaltig mitgenommen wurden. Der Herzog (Karl August), der ganz verliebt in dies Bänkelsängerstück war, ließ es Goethen oft und unter ganz verschiedenen Umständen rezitieren, und nie verfehlte der Dichter eine Silbe.“ Jakob Minor urteilt von dieser Briefstelle in seiner durch Klarheit und Sorgfalt ausgezeichneten Studie „Goethes Fragmente vom Ewigen Juden und vom wiederkehrenden Heiland“:*) Wieland besaß eine so lebhafte Phantasie, daß es ihm ganz unmöglich war, eine Geschichte ohne Zudichtung und ohne Umdichtung wiederzugeben. Der Ewige Jude war kein langes, aus

*) J. G. Cotta, Stuttgart und Berlin, 1904.

mehreren Gesängen bestehendes Gedicht; er ist nicht im Gedächtnis aufbewahrt, sondern sogar ins Reine abgegeschrieben worden; die Jünger des Herrn kamen darin gar nicht vor; und an eine Voltairesche Satire auf Christus und die Jünger konnte wohl Wieland, nicht aber Goethe denken. Die Fragmente gehen unvermittelt von Ahasver — der Name taucht erst in Wahrheit und Dichtung auf — über zu dem noch einmal auf Erden wandelnden Christus; soviel ist klar, aber eben auch nur soviel, daß Goethe die Wanderungen des Juden und die des Heilandes zum Faden für seine Satire auf die kirchlichen Zustände seiner Zeit zu nehmen gedachte. Jedenfalls hat er in Christus nicht, wie man neuerdings behauptet hat, den gläubigen Idealisten, der sich wie Faust über die Unempfindlichkeit der Menschen täuscht und in Ahasver nicht wie in Mephisto den geistig beschränkten, wenn auch klugen Skeptiker und Realisten darstellen wollen. Die Jugendarbeit geschah ohne genauen Plan, und im Verlauf vergaß er den Ewigen Juden über dem wiederkehrenden Heiland, der ihm völlig in den Vordergrund trat. Da die beiden Teile des Fragments einen sehr ähnlichen Gedankengang zeigen, wären sie ohne dies schwerlich zu einem harmonischem Ganzen restlos zu vereinigen gewesen. Erst der Aufenthalt in Italien und die Beobachtung der römischen Kirche brachte ihn wieder auf den Ewigen Juden zurück. Auf der Reise nach Rom trifft Goethe in einem kleinen Nest der Apenninen auf einen päpstlichen Offizier, der einige Tage mit ihm den Wagen teilt und ihm auf der Fahrt von vielem Nutzen wird. In der Italienischen Reise lesen wir (Ende Oktober 1786): „Dem Mittelpunkte des Katholizismus mich nähernd, von Katholiken umgeben, mit einem Priester in eine Sedie eingesperrt, indem ich mit reinstem Sinn die wahrhafte Natur und die edle Kunst zu beobachten und aufzufassen

trachte, trat mir so lebhaft vor die Seele, daß vom ursprünglichen Christentum alle Spur verloschen ist; ja wenn ich mir es in seiner Reinheit vergegenwärtigte, so wie wir es in der Apostelgeschichte sehen, so mußte mir schaudern, was nun auf jenen gemütlichen Anfängen ein unförmliches, ja barokes Heidentum lastet. Da fiel mir der ewige Jude wieder ein, der Zeuge aller dieser wundersamen Ent- und Aufwicklungen gewesen und so einen wunderlichen Zustand erlebte, daß Christus selbst, als er zurückkommt, um sich nach den Früchten seiner Lehre umzusehen, in Gefahr gerät, zum zweitenmal gekreuzigt zu werden. Jene Legende: Venio iterum crucifigi sollte mir bei dieser Katastrophe zum Stoff dienen."

Der ewige Jude ist aber, wie Minor in der angeführten Studie eingehend nachweist, für Goethe in dem italienischen Entwurf noch mehr als in den Fragmenten hinter der Idee des wiederkehrenden Heilandes zurückgetreten. Mit den irrenden und ruhelosen Wanderern, die Goethe gleichzeitig in Italien angezogen haben, Odysseus und Tasso, hat der ewige Jude jetzt so wenig zu tun, als die Fragmente mit dem unbehausten Flüchtling Faust, dem Unmenschen ohne Rast und Ruh. Goethe wuchs über die Schwierigkeiten nicht hinaus, zwei gleiche Fäden zu verknüpfen.*) Der ewige Jude hat die Entwicklung der Dinge miterlebt, der wiederkehrende Heiland ist in Gefahr gekreuzigt zu werden: was eint diese beiden Motive künstlerisch? Goethe hat die Einheit nicht gefunden und wohl auch nicht ernsthaft gesucht. Erst im Jahre 1813 wurde er bei der Ausarbeitung von Dichtung und Wahrheit wieder aufmerksam auf den ewigen Juden, den er über dem wiederkehrenden Heiland seit Jahrzehnten aus dem Auge

*) Minor, S. 192.

verloren hatte. Der Plan ist neu; die jetzt durchgezeichnete Volksgestalt des Schusters Ahasver ist ein Weltkind, das seine Freude daran findet, die Vorübergehenden zu necken, wie es Sokrates einst in Athen tat. Auch Jesus, der mit seinen Jüngern bei ihm vorspricht, versucht er zu seiner heiteren Weltanschauung umzustimmen: er warnt ihn davor, das Volk von der Arbeit wegzulocken in die Einöde. Der Schuster liebt den Nazarener als Menschen, haßt ihn aber als politischen Ruhestörer. Goethe hat mit der entscheidenden Scheltszene vor dem Hause des Ahasver auf dem Kreuzesgange des Christ nach Anleitung des Volksbuches vom Ewigen Juden die Gestalt des Verräters Judas verknüpft, außerdem den kreuztragenden Simon von Kyrene und jene edle Veronica, die dem Dulder das Schweißtuch reichte — „wie auf jenes Tuch der Tücher sich des Herren Bildnis drückte," sagt ein Divangedicht.

* * *

Berthold Auerbach, der redselige Schwarzwalder Halbbauer, hat in dem Epilog seines noch für lange Zeit interessanten biographischen Romans „Spinoza" vier Jahre nach Goethes Tode die Anregung von „Dichtung und Wahrheit" aufgenommen: in einer Nacht sieht der sterbende Amsterdamer Pantheist eine große Erscheinung. Ein Mann tritt vor ihn hin, „der war wunderbar und fremd anzuschauen. Sein Haupt war bedeckt mit einem breiten Hute, dessen Farbe war gelb wie die Farbe der Gerste unter der Sichel, und die Haare seines Hauptes waren weiß und bedeckten seine Schultern, auf seiner Stirn war ein Zeichen von Blut, seine Augen lagen verborgen in den Höhlen, umwachsen von struppigen Haaren; zwei Furchen zogen sich von dort bis an die Enden des Mundes — in ihnen

strömten vordem seine Tränen, nun aber waren sie leer, denn ihr Quell war versiegt; seine bleichen Lippen waren umwachsen von Haaren, die reichten bis an den Gürtel; ein hären Hemde schlotterte um den mageren Leib, und seine Füße waren nackt und zerfetzt; an der rechten Seite hing eine Tasche, dort war auch das Kleid bedeckt mit einem Fleck von der Farbe seines Hutes; auf dem Herzen trug er in einer eisernen Kapsel eine kleine Rolle, befestigt an einer Schnur, die um seinen Hals hing und einen tiefen Einschnitt in sein Fleisch machte; in der Rechten hielt er einen Stock, der weit über den Kopf hinausreichte." Dieser zeitlose Jammermann küßt den Philosophen auf die Stirn und erzählt ihm in kurzen Umrissen seine Irrfahrten. Er haßte den Messias, „denn wir liebten den Boden und er wies uns an seinen Himmel; wir wollten ein Schwert und er lehrte uns das fremde Joch lieben: er war unser Messias nicht." Er hat ihn, als er an der Schwelle seines Hauses ruhen wollte, mit dem Fuß fortgestoßen — eine feine Nuance: daher wird der frevelhafte Fuß gestraft: „Komm mit mir, dein Fuß, der mich getreten, soll keine Ruhe finden bis zu dem Tage, da ich wiederkehren und mein Reich auf Erden gründen werde." Die Natur und die Menschen haben sich gegen ihn verschworen; man peinigt ihn, aber man läßt ihn die ersehnte Todesruhe nicht finden. „Die Blume verschloß ihren Kelch vor meinem Auge, das Gras seufzte, wenn mein Fuß sich ihm nahte, die Vögel verstummten in den Lüften." Man goß Gift in seine Wunden und bettete ihn in Dornen. „Alles verwest und gebiert sich neu, nur ich allein hänge wie der Tropfen am Eimer, der im Winde zittert und doch nicht fallen mag." So steht der Irrende vor Spinoza. Und nun redet er ihn an: Du bist gekommen, zu werden ein Erlöser der Menschheit, auch mich wirst du erlösen. Die deines Stammes

sind, sie haben dich verstoßen, sie haben dir nach dem Leben getrachtet; die nicht deines Stammes sind, sie haben dich betrogen, sie haben dir deine süßesten Gefühle vergällt; du kennest keinen Groll, du lohnest ihnen mit der Wahrheit.“ Die Erscheinung beugt sich nochmals über den Schlafenden und küßt ihn. Diese Berührung erlöst Ahasver: er kann nun endlich sterben, „der auf sich trug das Schicksal Israels“.

Wie bekannt, war Spinoza aus der jüdischen Gemeinschaft exkommuniziert worden. Er wollte sich die Freiheit seines leidenschaftlichen Denkens wahren. Auerbachs Ahasver vertritt das geknechtete Judentum. Er läßt Ahasver sterben; hatte Spinoza das Judentum als einer seiner edelsten Söhne zur philosophischen Freiheit geführt und weltbürgerlich gemacht, ihm durch seine Lebensarbeit zur Erlösung verhelfend, so schenkt er auch kraft seines Geistes dem Repräsentanten seines bislang geknechteten Volkes die ersehnte Ruhe.

* * *

Ein Kanzonenfragment der Sehnsucht nach Friede und Menschenliebe als Ablösung des Hasses und der herrschenden Gewalt auf der Welt hat J. von Zedlitz geboten; sein Ahasvergedicht stammt aus dem Jahre 1832. Den gestorbenen Ahasver entreißt der Engel des Gerichts der eben erlangten Grabesruhe —: „Du bist verurteilt, doch nicht ganz vernichtet! Du sollst in Sehnen und in Bangnis weilen; wohl wirst du schlafen, doch du wirst nicht ruhn. Dachlos und herberglos durch diesen wüsten Raum sollst du nun irren so lange, bis die weiße Friedenstaube der Arche fliegt.“ Er liegt in der Gruft, aber mit wachen Augen erlebt er, ein Träumer des Tatsächlichen, die Weltgeschichte. Mit der Ausbreitung des Christentums scheint

sich die Liebe des Nazareners auf die Menschen zu senken — aber der arme Jude hat zu früh auf Erlösung gehofft! Die angeborene Macht des Bösen ist stark, so daß kein Segen sie kann lösen. Zagend, ob je der ewige Friede für die Menschen anbrechen werde, ob nicht vielmehr jedesmal dem Attila ein neuer Attila, ein Napoleon folgen werde, steigt Ahasver in seine Gruft zurück — „die Sehnsucht war sein Schmerz; Schmerz, den zu kennen kein Menschenherz vermag, kein Mund zu nennen.“

Adalbert von Chamisso ist in seinem Neuen Ahasver*) nicht über den unverstandenen Liebhaber hinausgediehen, dessen Geliebte ein anderer heiratet. Der Verschmähte betrachtet sich in dem Bilde Ahasvers, des versteinten Sohns der Schmerzen; die Ungetreue ist das gefallene Jerusalem. Er kann weder sterben noch Ruh' erwerben; so schreitet er durch die Jahrhunderte, mit ihrem Wandel und Wechsel, Aufgang und Niedergang. Er allein bleibt, der ewige Wanderer, der nimmer Sterbende. Seine Gedanken kehren immer neu zu der Ungetreuen zurück —

Ich bin Ahasverus, sag' ich,
Sieh darauf mich an verwundert,
Salem du, wovor mir graut!
Irrensmüd', das Haar ergraut,
Wank' ich heim nach aberhundert
Jahren, und vergebens frag' ich,
Ruf' ich in den öden Mauern.

Ahasver ist in der durch nichts sich auszeichnenden Dichtung Chamissos das Individuum, das sich in Lust und Leide überlebt und der Segnung der alle Gegensätze mildernden und ausgleichenden Zeit nicht teilhaftig wird.

*) Chamissos Werke 1836—38, Band 3.

Chamissos Neuer Ahasver erwuchs aus persönlichen Anregungen und aus Stimmungen, die aus den bewegten Schicksalen des Dichters verständlich sind. Er fühlte sich selbst als einen ruhlosen Pilger, der heimwehkranke Erbe von Boncourt, dem, wie seinem wunderlichen Schlemihl, der Schatten fehlte.

Bedeutender ist der Stoff bei Nikolaus Lenau gestaltet, dessen Leben auch etwas von der steten Unrast des ewigen Wanderers atmete. In seinen „Heidebildern" (1833) sehen Hirten, die dem lieben Genossen die letzte Ehre tun, den der Tod ihnen von der Seite gerissen, den ruhelosen Alten:

> Gejagt, so scheint's, von drängender Gewalt,
> Das Haupt von greisen Locken wild umflogen,
> Das tiefgefurchte Antlitz fahl und kalt —
> Es ragt ins Leben ernst und schroff herein,
> Wie altes, längst verwittertes Gestein;
> Vom Antlitz fließt herab der Bart so hell,
> Wie düster'm Fels entstürzt der Silberquell.
> Aus dunkler Höhle glüht des Auges Stern,
> Als säh's auf dieser Erde nichts mehr gern.

Feierlich und leise tritt er in den erschreckten Kreis — „sein Schlaf ist gut, oh, dieser Schlaf ist gut! Könnt' ich mich rastend in die Grube schmiegen! Könnt' ich wie der in deinen Armen liegen, den schon so früh dein milder Segen traf! Den Staub nicht schütteln mehr vom müden Fuße, wie tief behaglich ist die Todesmuße! Das Auge fest verschlossen, ohne Tränen; die Brust so still, so flach und ohne Sehnen; die Lippen bleich, versunken ohne Klage, verschwunden von der Stirn die bange Frage." Der jugendliche Tote, den das Schicksal liebgewonnen, hat früh die große Schuld des Schmerzes dem Leben abtragen dürfen, während er vergeblich seinen Sabbat sucht. Die Erde aber, die den alten Tand von Blütentreiben und -zerstören

weiterspielt, gleicht der Dorfzigeunerin, die der blöden Neugier die Karten schlägt, ihr „was sie gedacht, geträumt, zu deuten — doch immer sind's die nämlichen Figuren“. Die Hirten schließen den Sarg ihres Freundes. Auf dem Deckel erblickt der Fremde das Kruzifix, und die Erinnerung steigt in ihm herauf an den,

> Der einst gekommen, schmachtend und entkräftet,
> Der einst vor meiner Tür zusammenbrach,
> Gebeugt vom Druck des Kreuzes und der Schmach;
> Der mich um kurze Rast so bang beschwor.
> Ich aber stieß ihn fort: verfluchter Tor!
> Nun bin auch ich vom Fluche fortgestoßen,
> Und alle Gräber sind vor mir verschlossen.

Weinend fleht er an der Tür der Elemente um den Tod — „den Tod, der in des Tigers Rachen glüht, der zierlich in der gift'gen Pflanze glüht, der schlängelnd auf dem Waldespfade kriecht, den Wandrer lauernd in die Ferse sticht, mich nahm er nicht!“ . . .

Sechs Jahre später hat der schwerblütige Lenau den Stoff des ewigen Juden nochmals zu einer Dichtung verwertet.*) Eine einsame Alpenhütte im Sturm wird gemalt, in der auch der Dichter träumt: einem Wilderer, der mit seiner Beute durch's Gebirge steigt, tritt ein hünenhafter Greis auf dem Felsgeröll in den Weg —

> Der Alte blickt aus dichten Augenbrauen,
> Die Föhrenbüscheln, glutversenkten, gleichen;
> Der Urkalk rings scheint mit dem starren, bleichen
> Antlitz des Manns aus einem Stück gehauen. —
>
> Indes in seiner Rechten droht die Keule,
> Reißt seine Linke von der Brust die Hülle:
> Schieß her! ruft sein toddürstendes Gebrülle,
> Sonst stirb! ruft sein todlechzendes Geheule.

*) Gedichte, Zweites Buch: Gestalten. Ich zitiere nach der Ausgabe von G. Emil Barthel, Leipzig, 1883.

Erstaunen und Entsetzen überschleiern
Des Jägers Blicke; doch die Büchse faßt er,
Und schüttet Pulver, drückt darauf das Pflaster,
Und in den Lauf treibt er die Kugel bleiern.

Er zielt und schießt auf's Herz dem wilden Recken;
Doch wie geprallt an eine Felsenscheibe,
So klatscht die Kugel ab von seinem Leibe,
Den Jägersmann zu Boden wirft der Schrecken.

An ihm vorüber rauscht der grause Alte,
Den's weiter treibt, umsonst den Tod zu suchen;
Der Schütze hört noch lang sein fernes Fluchen,
Bis ihm der letzte Laut im Wind verhallte.

Der ew'ge Jude rief: Nur ich von allen
Kann unglückselig nie die Ruhe finden!
O könnt' ich sterben mit den Morgenwinden
Und wie mein Wehruf im Gebirg' verhallen!

Ich bin mein Schatten, der mich überdauert,
Mein Widerhall, am Felsen festgenagelt!
Ein Halm, auf den es ewig niederhagelt!
Ein flücht'ger Lichtstrahl, in den Stein gemauert!

Weh mir! ich kann des Bilds mich nicht entschlagen,
Wie er um kurze Rast so flehend blickte,
Der Todesmüde, Schmach- und Schmerzgeknickte,
Muß ewig ihn von meiner Hütte jagen.

Und als es stille war im Felsenschlunde,
Erhob sich scheu und schlich zur grausen Stelle,
Wo seine Kugel traf, der Weidgeselle,
Und nahm sein plattgequetschtes Blei vom Grunde.

Und zitternd kam er auf mich zugeschritten
Und reichte mir das Blei, ich nahm's mit Grauen:
Zur Münze war's geprägt, auf der zu schauen
Des Ew'gen Juden Herzqual eingeschnitten.

Die Münze, bleiern, sah so traurig blinkend,
Fast wie ein brechend Auge, das Gepräge
War Christus mit dem Kreuz am Leidenswege,
Nach Ruhe schmachtend und zusammensinkend.

Ahasver, wie ihn Lenau in beiden Gedichten so herzbewegend schildert, ist der Mensch, losgelöst von der einzelnen Nationalität, der Mensch in seiner Unstete. Es ist Lenau selbst; seine sämtlichen Schriften sind sein „sämtliches Leben“, Bruchstücke einer großen Konfession. Übrigens hat auch Lenaus grandioses Gedicht Savonarola (1837) die Gestalt Ahasvers in ihren Höhenflug mit aufgenommen: in dem hymnischen Gesang „Weihnacht“ heißt es symbolisch:

Nach seines Fluches altem Brauche
Geht Ahasver noch auf und ab,
Und bricht sich von dem Dornenstrauche
Alljährlich seinen Wanderstab.

Der Strauch, das ist das Finsterkalte
In der Natur, das nnr versehrt;
Und Ahasver, das ist der alte
Unglaube, der stets irre fährt. —

Noch immer lebt der alte Jude,
Dnrchflucht die Welt mit Saus und Braus;
Die Kirch' ist seine Greuelbude,
Er läßt den Herrn nicht in sein Haus.

Und wo er trifft auf seinen Gängen
Die Wandrer mit der Kreuzeslast,
Muß er sie höhnen und bedrängen,
Weil er das Reich der Liebe haßt. — —

.... Doch endlich wird die Stunde schallen,
Wo jener Strauch nur Rosen bringt,
Und wo ein Chor von Nachtigallen
Auf seinen sanften Zweigen singt.

Dann liegt der Stab des Abgemühten
Zerbrochen auf dem grünen Rain;
Dem Strauch zu Füßen unter Blüten
Wird Ahasver begraben sein.

* * *

Früher als in Deutschland hatten in Frankreich weltschmerzliche Regungen in einem großen Ahasverusgedichte Ausdruck gefunden. 1833 erschien Edgar Quinets Mysterium „Ahasvérus“, elf Jahre später, nachdem sich Quinet mit der Polemik seiner „Tablettes du Juif-Errant“ vergebens der alten Sagengestalt parodistisch und satirisch zu bemächtigen gesucht hatte. Die romantische Mystik, gegen die er gekämpft hatte, war auch über ihn gekommen.

Sechs Jahrtausende Weltschöpfung, -entwicklung und -untergang rauschen vorüber, gedacht als ein Schauspiel von vier Tagen vor dem Herrn, der drei Jahrtausende nach dem Gericht im Tale Josaphat, ehe er die alte Welt vernichtet und eine neue bessere schafft, noch einmal alles, was die alte Welt bewegte, mit ihr in Blumen, Tieren, Steinen, Elementen, in Menschengeschlechtern dahinging, zu sich reden läßt.*) Die Wunder der ersten Schöpfungstage preisen umsonst die Allmacht des Höchsten. Über selbstherrliche Titanen und ihre Anfänge einer ersten Kultur geht die Sintflut hinweg. Aber vom Himalaya ergießen sich neue Ströme menschlichen Lebens die Täler hinab. Im Halbdunkel brütet die Welt des Orients über ewigen Rätseln. Mit tastendem Gottessuchen spinnt naturphilosophische Mystik ihre geheimnisvollen Fäden zwischen Schöpfer und Geschöpfen, Blumen, Tieren, Steinen, Sternen. Den Städten der alten Welt verkündet Jerusalem die Geburt eines neuen Gottes, und die Magier huldigen ihm. Am zweiten Tage beginnt die Ahasverustragödie. Ahasverus, der im Kreise seiner Familie als neuer Prophet gilt, beginnt ein Jammerleben ohnegleichen. Das Unheil zieht mit ihm. Verfallene Städte bezeichnen die Stationen seiner Wanderschaft. Im Tale Josaphat wiederholt die

*) Ich gebe die Stelle nach Sörgels Bericht, vgl. dort S. 86—88.

Natur Christi Fluch und stößt ihn aus. Inzwischen geht die alte Welt, das römische Reich, im Sturme der Völkerwanderung zugrunde.

Leise bahnt sich mit dem dritten Tage Ahasvers Erlösung an. Tod und Leben ringen um seine Seele, der Tod, der in Gestalt eines alten Mütterchens in einer Stadt am Rhein haust, die Liebe in Gestalt von Rachel, einem Engel, dem Tränen des Mitleids um Ahasver einst die Tore der Gottesstadt geschlossen hatten und der nun als Magd dem Tode dient. In einem furchtbaren Gespräche mit dem Tode ersehnt aus der Maske Ahasvers des Dichters zweifelnde Seele eine neue Religion. Schon spürt der Gezeichnete die beruhigende Kraft einer starken, reinen Weibesliebe, da spielt der Tod seinen letzten Trumpf aus. Im Straßburger Münster will er die Liebenden zur Nacht trauen lassen. Die groteske Szene dieser Trauung beendet den dritten Tag. Das Münster füllt sich mit Toten, Päpsten, Erzbischöfen, Königen; sie alle zweifeln an Christus: Ahasver frohlockt, Rachel glaubt fester. Die Trauung durch Gregor VII. soll beginnen, Ahasver seinen Namen sagen. Er kann ihn nicht. Und während die Toten ihn umringen, entlarvt ihn der gemalte Christus auf dem Kirchenfenster. „Verflucht“ schreien die Toten, „Verflucht“ die Kathedrale, nur Rachel stürzt mit dem heißen Gebete: Sois béni, Ahasvérus! Grâce pour lui, Seigneur! über den jetzt erst Erkannten.

Nun überspringt das Gedicht Jahrtausende. Über die ersterbende Erde wandeln als einzige Menschen Ahasver und sein liebendes Weib. In einer ergreifenden Szene, in der sich aus Schmerz und Leid Rachels Gottvertrauen immer geläuterter emporhebt, trinkt sie symbolisch die Hälfte seines Leidenskelches. Das jüngste Gericht naht. Auch der Dichter erwacht in seinem Grabe; sein Wunsch ist nicht ewiges Leben, sondern ein Erdenstündchen am

Herzen jener einen unvergeßlichen Frau. Die alte Welt wird gerichtet und das Mittelalter; sie finden den Eingang zum Himmel. Aber die modernen Völker höhnen den alternden Greis, der sie richten will — eine furchtbare Vision eines an allem Verzweifelnden. Sie werden verflucht. Als letzte nahen Rachel und Ahasver, beide innerlich gewandelt, Ahasver von Rachels Tränen getauft. Er hat seine Mission, allen Schmerz der Erde zu sammeln, treu erfüllt. Ein Wunsch wird ihm gewährt. Ahasver will nicht mehr ruhen, nein zu neuen Welten aufwärts fliegen, er, der ewig strebende Mensch. Rachel will ihn begleiten. Sie ist seine Erlöserin geworden, wie die aller Welt. „Une femme m'a perdu, une femme m'a sauvé", ruft das Universum. Als neuer Adam von Christus gesegnet, tritt Ahasver seine neue glücklichere Wanderung von Stern zu Stern an.

Aber das ganze Mysterium schließt in einer allgemeinen Götterdämmerung herb pessimistisch. Gottvater ist tot, Christus, dem Ahasver den Leidenskelch zurückgegeben hat, geht, an sich selbst wie seinem Vater, seiner Mutter, seiner Kirche wie an Schatten zweifelnd, ihnen nach. Selbst das Nichts versinkt ebenso wie die Welt der Ideen vor der einzig zurückbleibenden Ewigkeit. Aus der Verzweiflung des Dichters ist diese Fiktion geboren. Als er seinen Glauben verloren hatte, war er durch Europa und Asien gezogen, um die Ruhe seines Geistes wiederzugewinnen. Aber überall fand er Ruinen. Die Ideen, die einst die Welt beherrschten, schienen ihm erstorben. Da schrieb er dieses Mysterium und schloß es, selbst entsetzt über das Furchtbare, Entsetzliche, das er hatte aussprechen müssen, mit den Worten:

Ici finit le mystère d'Ahasvérus.
Priez pour celui qui l'écrivit.

*   *
*

Im großen Stil faßte Julius Mosen (1838) den epischen Stoff in seinem Gedicht „Ahasver". Er versteht unter dem Ewigen Juden, der mit seinen frühesten Kindheitserinnerungen verflochten ist, die im irdischen Dasein befangene Menschennatur, den Geist der Weltgeschichte, in einem Einzelwesen versinnbildlicht, der erst unbewußt und dann immer klarer dem christlichen Gedankenkreise trotzt. Ahasver ist von Jesus enttäuscht worden; als er den neuen Messias bat, seine beiden Kinder Eva und Ruben vor den Nachstellungen eines jungen Römerfürsten zu retten, antwortete ihm jener mit Worten vom nahen Untergange Jerusalems. Er ermordet seine Kinder und schwört dabei: „Tod diesem Nazarener, Gott und allem!" Der Erzengel Michael verheißt jedoch dem Titanen Gottes Gnade, wenn er drei Prüfungen bestehe. Titus, Julian Apostata und Mohammed bezeichnen die drei Stationen seiner Bewährung. Von seinem Volk verstoßen, für das er geduldet, wendet er sein Herz der Menschheit zu. Aber dem Verhängnis entfliehend, das ihm zu dreien Malen durch seine eigene Hand seine Kinder raubte, wird er den Kampf mit dem Christengotte führen, bis einst das Weltgericht den Streit der Weltgeschichte für immer schlichtet.

Wir hören den enttäuschten Vater, dem der Christus nicht helfen will:

> So von mir werfen will ich sein Gedächtnis,
> Ausreißen aus der Brust den Drang zu ihm,
> Das väterliche, ärmliche Vermächtnis!
> Aus Erde ist der Mensch und auf der Erde
> Und von der Erde lebt er, daß er einst
> Wie seine Mutter wieder Erde werde.

Und wiederum:

> Trägst du, Natur, nicht Blitze in den Händen,
> Dazu das Weltmeer und den Sturm zugleich,
> Doch läßt du deine Kinder also schänden?

Und könntest doch mit tausend Donnerwettern
Die Felsen alle mächtig mit Gewalt,
Dein ganzes Weh ihm in den Himmel schmettern!
Wie eine schlechte Magd mit seinen Füßen
Stößt er dich weg: dann wieder kommst du ihm,
Um seines Mantels Purpursaum zu küssen.

Von anschaulichster Bildkraft ist eine Partie der zweiten Prüfung Ahasvers: seine verlorenen Kinder suchend, die er trotzig als einen Raub Jehova in den Feuerschlund geschleudert, wandert er im Groll, bis der Ruhelose auf einem Felsen rastet. In dieser Einsamkeit führt der Tod in einer Danteschen Inspiration die Seelen an ihm vorbei. Auch er zwingt sich zum Tode; er löst seine Seele zu einem Nebelhauche auf, bis ein unzerstörbarer letzter Rest sich wieder zur Seele gestaltet: die Lebensnotwendigkeit zwingt ihn unter ihre allwaltende Herrschaft. Aus jedem Tode sproßt neues Leben! Nach der dritten Prüfung in Medina, wo man ihn steinigt, weil er das verirrte Volk zum Vätergott zurückleiten will, sagt er sich weinend von Gott los. Fortan gehört seine Liebe allein der Menschheit; er wird der Vertreter der Menschheit, die sich durch Nacht und Irrweg zum Lichte hindurchkämpft. Die konkrete Gestalt der Geschichte wächst zur Allegorie.

Zu heftig Lieben war ja doch mein Hassen,
So will mit treuen Armen unverzagt
Die ganze Menschheit liebend ich umfassen.
Und spricht bei sich: Das Eine war vollendet!
Das Andere beginnt, das keine Zeit
Und nicht die dunkle Ewigkeit beendet!
Von ihm und seiner Gnade losgekettet,
Beginn' ich jetzt mit ihm den langen Kampf,
Bis ich von ihm die Menschheit hab' errettet!
So will ich ewig leben, ewig wandern,
Bei euch, ihr Menschenbrüder, immerdar
Von einer Zeit hinüber zu der andern.

Christus nimmt die Fehdeansage Ahasvers auf:

> Gerungen mit der letzten Kraft des Strebens
> Hast du vor mir, doch jetzt nur dir allein
> Gelöst das große Rätsel dieses Lebens ....
> Mir gegenüber hast du dich gestellt,
> Wie ein Gedanke wider den Gedanken.
> So ringe weiter! weiter! Zwischen beiden
> Wird einst, wo sich vollendet hat der Kreis,
> Das allerletzte Weltgericht entscheiden.

Ein Gedanke tritt gegen den Gedanken: das Zeitliche gegen das Ewige, der natürliche Mensch gegen die Religion, der Realismus gegen den Idealismus.

J. Prost urteilt von Mosen: Ein Held, der unser Interesse und unsere Sympathie in hohem Maße weckt, kein menschliches Gefühl bleibt ihm fremd. Sein Haß gegen Gott und Christus ist durchaus motiviert. In seiner jüdischen Religion und in den Geschicken seines Volkes wurzelt sein Weltschmerz. Er ist ein tätiger, energischer Charakter, in dessen Handeln Einheit und Zusammenhang waltet. Er ist der nach Gedankenfreiheit ringende Menschheitsgeist, der im Erlösungsdrange sich jeder Autorität gegenüberstellt. In dem Epos wird der Mythos durch die Geschichte verquickt und auf eine ziemlich glückliche Weise. Aber das Werk, das großartig angelegt und mit Einzelheiten tiefsinnigster Schönheit ausgestattet ist, läßt in dem Aufbau den Gesamteindruck eigentlicher Notwendigkeit vermissen; eine ungemein kühne Anlage kann niemand dem Mosenschen Ahasver absprechen; denn das Gedicht ist der erste Versuch, der alten Sage modernen Geist einzuhauchen, aber über einen Versuch ist es nicht hinausgekommen; indem Mosen mit dem ersten Aufblitzen des Islam den Abschluß seiner Komposition macht, hat er sich um seine eigentliche Aufgabe, um deren Lösung, nämlich um die

Darstellung des Kampfes der Weltgeschichte selbst gebracht. Andrerseits hat er die Schwierigkeit nicht überwunden, wie Ahasvers Fluch mit dem Charakter Christi zu vereinigen ist; indem er den aus Rache ausgesprochenen Fluch beibehalten hat, hat er den Knoten nur noch mehr verwickelt. Endlich hat in den letzten Gesängen sein Werk etwas Überwachtes: statt der plastischen Gestaltung haben wir es mit einer traumhaften visionären Darstellung zu tun, welche sich bestrebt, überall große weltgeschichtliche Perspektiven zu eröffnen und darüber die eigentliche poetische Wirkung, die feste Bilder oder Stimmungen in der Seele hinterläßt, abschwächt. Die Sprache des Gedichts erinnert manchmal an die Bibel und manchmal an Horaz' Oden; wahrhaft erhabene, mächtig ergreifende Schilderungen, gedankenschöpferische Bilder und Gleichnisse sind mit dem Schwung und der Kraft der Darstellung die Hauptcharaktere jener Sprache, die, an sich von eminenter Großartigkeit und sicher das Vortrefflichste, was Mosen auf diesem Gebiete geleistet, durch ihr gewaltiges, mehr dramatisches als episches Pathos im einzelnen hinreißt, auf die Dauer jedoch ermüdend wirkt. Die metrische Form sind unvollkommene Terzinen.

* * *

Aus den vierziger Jahren der revolutionären Gärung in den europäischen Ländern, die für Deutschland in der Erhebung von 1848 gipfelte, erwähne ich Ludwig Köhler: „Der neue Ahasver" (1841). Bis einst der Freiheit goldner Frühlingsmorgen das Licht erweckt, das noch in Nacht verborgen — solange muß Ahasver wandern. Es wird die Freiheit kommen; Versöhnung allen, allen! Schon fängt es an im Tale sich zu regen. . . .

Drei Jahre später brachte Eugen Sue seinen zehnbändigen „Juif errant“. Neben dem wandernden Handwerksmann steht in diesem französischen Roman die zur Ruhelosigkeit verurteilte Herodias, die einst des Täufers Haupt um einen Tanz ihrer Tochter Salome begehrte. Friedrich Helbig, neben L. Neubaur ein guter älterer Kenner unseres Stoffgebietes, hebt an dem Sueschen Ahasver, den ein Familieninteresse mit den einzelnen Romanfiguren verbindet, mit Recht auch das soziale Problem hervor, das er verkörpert: der Fluch der Arbeit wird an ihm veranschaulicht. Das Unglück der Entbehrung hat ihn hart gemacht. Als Christus ihm sagt: Ich leide, hat er nur die Antwort: Ich leide auch; aber niemand kommt mir zu Hilfe. Die Unbarmherzigen machen wieder Unbarmherzige. Geh! Indem aber Sues Ahasver das Motto des Evangeliums von der Nächstenliebe unter bitteren Schmerzen zu seinem Wahlspruch ergreift, wird er der Opponent gegen das Priestertum des Hasses, — wobei die Jesuiten als echte Nachkommen der Pharisäer charakterisiert werden, „als die falschen, herzlosen Priester, welche die Menschheit nur zum Leiden bestimmen“. Beide dürfen nach langen Irrfahrten sterben: Herodias an der Statue des Täufers in den Trümmern der Abtei St. Johannes des Enthaupteten, Ahasver auf dem Kalvarienberge, von der alten Schuld entsühnt.

Die entscheidende Stelle des ersten Buches dieses weitschichtig angelegten, aus der blühenden Phantasie des Franzosen geschöpften Romans, in dem das Unheil und die Sensation der ganzen Welt sich beständig Stelldichein zu geben scheinen, lautet: „. . . Durch die großen schwarzen Baumstämme schritt ein Mann. Seine Gestalt war hoch; er hielt den Kopf auf die Brust gesenkt. Sein Antlitz war edel, sanft, traurig. Seine mit einander verbundenen

Augenbrauen dehnten sich von einer Schläfe bis zur andern aus und schienen seine Stirn mit einer düstern Marke zu durchstreifen.“ Der 13. Februar soll die Nachkommen seiner Schwester, die letzten Sprößlinge seines Geschlechts, in Paris vereinigen. Seit mehr als 1800 Jahren hat die Verfolgung auf der ganzen Erde diese Familie zerstreut, die er von Zeitalter zu Zeitalter liebevoll begleitet in ihren Wanderungen, Religionsveränderungen, ihrem Glück- und Namenswechsel. Übrig sind: zwei verwaiste Töchter einer geächteten Mutter und eines geächteten Vaters, ein entthronter Fürst, ein armer Priestermissionar, ein Mann von mittlerem Stande, ein junges Mädchen mit glänzendem Namen und großem Vermögen, ein Handwerksmann. Sie vereinigen die Tugenden, den Mut, die Entartung, den Glanz und das Elend seines Geschlechts. Nach Sibirien, Indien, Amerika und Frankreich hat sie das Schicksal verschlagen. „Der Instinkt belehrt mich, wenn eines von den Meinigen in Gefahr ist — dann gehe ich vom Norden nach dem Süden, vom Westen nach dem Osten zu ihnen; gestern unter dem Eise des Nordpols, heute unter einer gemäßigten Zone, morgen unter dem Feuer der Tropenländer; aber ach! in dem Augenblick, wo ich sie retten könnte, stößt mich oft die unsichtbare Hand zurück, reißt mich oft der Wirbelwind fort und — hinweg! Hinweg! tönt es unbarmherzig.“ Er hat nicht eine Stunde Ruhe. Das ist seine Strafe. „Ist sie groß, so ist mein Verbrechen noch viel größer gewesen.“ Das Unglück hatte ihn boshaft gemacht — „o verflucht, verflucht sei der Tag, wo, während ich arbeitete, düster und haßerfüllt, weil es den Meinigen trotz meiner angestrengten Arbeit an allem gebrach, Christus an meiner Tür vorüberging.“ Seine Füße bluteten, von der Stirn tropfte der Schweiß und die Schmach und die Anstrengungen drückten ihn zu Boden.

Der Leidende hat dem Leidenden nicht geholfen, das ist Sues Nuance. Die soziale Hilfeleistung von Mensch zu Mensch ist ein Grundgesetz der sittlichen Weltordnung: der ewige Jude hat es mißachtet. „Zu spät habe ich die Augen dem Lichte geöffnet. Zu spät habe ich die Reue, das Mitleid kennen gelernt, zu spät habe ich die göttlichen Worte dessen, den ich beleidigte, begriffen, die Worte, die das Gesetz des ganzen Menschengeschlechts sein sollten: Liebet einander.“ Nun predigt er mit Wort und Tat Erbarmen und Liebe unter den Völkern; aber er hat auszuharren, bis ihm endlich der Tag der Gnade anbrechen wird. Er leidet im Namen der Menschheit, im Namen der Familie. Und einmal in hundert Jahren trifft er die Herodias, während der unseligen Passionswoche. „Nach diesem von schrecklichen Erinnerungen und unermeßlichen Schmerzen erfüllten Zusammentreffen setzen wir, zwei Wandelsterne der Ewigkeit, unseren endlosen Lauf wieder fort.“

Er steht vor den Toren von Paris. „Es ist genug mit zweien Malen. Vor fünf Jahrhunderten trieb mich die rächende Hand des Allmächtigen aus dem Herzen Asiens bis hierher. . . . Ein armer Reisender, ließ ich mehr Trauer, mehr Verzweiflung, mehr Unglück, mehr Tote hinter mir, als die zahllosen Heere von hundert verwüstenden Eroberern hinter sich gelassen hätten . . . Ich trat in diese Stadt . . . und mit mir der schwarze Tod.

Vor zwei Jahrhunderten brachte mich die unerbittliche Hand, die mich durch die Welt führt, abermals hierher, und diesmal, wie früher, verheerte die Geißel, die der Allmächtige je und je an meine Schritte knüpfte, die Stadt, die vor mir liegt, und traf meine bereits durch Arbeit und Elend erschöpften Brüder. Zum dritten Male seit fünfhundert Jahren komme ich auf den Gipfel dieses Hügels

und bringe vielleicht abermals den Schrecken, die Verheerung, den Tod mit mir. Und berauscht von dem Lärm ihrer Freuden, von ihren nächtlichen Festen, weiß die Stadt nicht . . . daß ich an ihrem Tore bin.“

Sehr fein ist der Gedanke der Liebe in die Erlösung Ahasvers und der Herodias von Sue hineingearbeitet. In den Ruinen der Abtei vom Heiligen Johannes kommt die Ewige Jüdin zur Ruhe. Zum erstenmal fühlt sie eine Mattigkeit, Durst und Schmerzen. Kaum haben ihre Lippen das reine Quellwasser berührt, „als sie, immer noch am Rande des Baches knieend und auf ihre Hände gestützt, plötzlich zu trinken aufhört und sich in dem klaren Spiegel betrachtet. Den Durst vergessend, der sie immer noch plagt, stößt sie einen gewaltigen Schrei aus, einen Schrei tiefer Freude, voll des heißesten Dankes gegen den Herrn. Denn sie bemerkt, daß sie gealtert ist. In einigen Tagen, in einigen Stunden, in einigen Minuten, in diesem Augenblick vielleicht hat sie das Alter erlangt. Voll Entzücken über diese unaussprechliche Hoffnung richtet sie sich auf, erhebt das Haupt zum Himmel und faltet ihre Hände in der Stellung tiefen Gebetes.“ Ihre Bitte geht dahin, daß Gott nicht ihr allein vergeben wolle, sondern wie ihr, der Königstochter, so auch ihm, dem Handwerker, in seinem ewigen Lauf das Ziel gesteckt sein möge. Und ebenso gedenkt er in seiner letzten Stunde seiner unglücklichen Schicksalsgenossin. Und der Blick erweitert sich zur sozialen Teilnahme; „Gott wird in dir, dem vom Himmel verfluchten Handwerker, auch den Handarbeiter erlösen, welcher von den Menschen verflucht und gefürchtet ist, die ihn einem eisernen Joche unterwerfen. In uns werden die geknechtete Frau und der Sklave dieser Zeit befreit werden. Bald wird sich die Sonne der heiligen großen Befreiung erheben und über die Welt ihre Klarheit

und Wärme verbreiten, wie das Gestirn am Himmel. Heilige Märtyrer der Menschheit, geopfert durch die ewigen Feinde der Menschheit; denn die Vorfahren dieser Gottlosen, die den heiligen Namen Jesu lästern, indem sie ihn ihrer Gesellschaft geben, sind die Pharisäer, die falschen, unwürdigen Priester, die Christus verflucht hat. Ja, Ehre den Abkömmlingen meines Geschlechts, den letzten Märtyrern, die hingeopfert wurden durch diese Urheber jeder Sklaverei, jedes Despotismus, durch diese unbarmherzigen Feinde der Befreiung, der Menschen, welche denken und nicht mehr leiden wollen, sondern wie der Sohn Gottes die Gabe anwenden, die der Schöpfer der großen menschlichen Gesellschaft verliehen hat. Es naht das Ende der Herrschaft dieser neuen Pharisäer, der falschen Priester, die der unbarmherzigen Selbstsucht des Starken gegen den Schwachen eine fluchwürdige Unterstützung gewähren, indem sie angesichts der unermeßlichen Schätze der Schöpfung zu behaupten wagen, Gott habe den Menschen für die Tränen, das Unglück und die Armut gemacht. Diese falschen Priester, welche als Trabanten jeder Unterdrückung die Stirn des Geschöpfes gedemütigt und verdumpft gegen die Erde beugen wollen. Die Morgenröte des schönen Tages naht, die Sonne geht auf, ich fühle das tiefe Atmen meiner Seele, die sich zum Himmel aufschwingen will."

* * *

Der „Ahasverus" des Märchendichters H. C. Andersen (1848) scheitert an der starr festgehaltenen theokratischen Illusion des Israeliten, wandelt sich aber, alle Hauptkapitel der Menschheitsgeschichte durchlebend, zum Symbol des Ringens alles Irdischen mit dem Göttlichen. Er sieht die Kreuzzüge und zweifelt am Fortschritt der Menschheit; selbst Gutenberg und Kolumbus überzeugen den Skeptiker

nicht, bis ihm der Weltgeist zeigt, wie in der Entwickelung der Menschheit stets das Alte das Neue verleugnet habe. „Gott wird geboren, gekreuzigt und — lebt." Jede Welle eines Jahrhunderts trägt den errungenen Schatz dem Gestade der Vollendung näher entgegen. Ahasver wachsen die Schwingen. Die zweiteilige Dichtung des Dänen (in der vom Verfasser besorgten deutschen Ausgabe seiner Gesammelten Werke, Leipzig 1847, Band 29 und 30) ermangelt der Klarheit und Größe — obwohl sie dem Erbgroßherzog Karl Alexander zu Sachsen-Weimar-Eisenach „aus dankbar ergebenem Herzen und in Allertiefster Ehrfurcht" gewidmet ist. Ahasver ist ein ewig jammernder Schwächling, der sich unter der ihm auferlegten Strafe windet und ständig Tränen in den Augen hat. Ein unsichtbarer Chor ruft ihm zu:

> Ahasverus, Ahasverus!
> Als der Menschheit Bild erscheinest
> Du, bestreitest und verneinest
> Gott selbst in dem Göttlichen,
> Dem doch Sieg nicht kann entgehen.
> — Einer gleichet ihr dem andern.
> Wandern sollst du, immer wandern,
> Bis wir einst uns wiedersehen.

Ahasverus, früher Ahas, ist „des Zweifels und Verneinens Engel". Nicht ohne Interesse des Ansatzes ist die Begegnung zwischen Ahasver und Judas dem Verräter, ebenso das Verhältnis zwischen dem ewigen Juden und Veronika, der heimlichen Jüngerin Jesu — schade, daß dem Verfasser die geistige Kraft mangelte, seine Gedanken zu einem Organismus zu gestalten. Jerusalem wird belagert, Chöre der Leviten und der Römer lassen sich hören, der Engel des Mitleids spricht, Ahasver betrachtet sich in Monologen; das Kolosseum in Rom erscheint und die Nacht erzählt; die Katakomben

der Christen tun sich auf und der Wind singt. Es nehmen das Wort Afrikas Geist, der Geist Chinas und Indiens, Ägyptens, Griechenlands und Italiens — ein Engelchor ertönt mit der hölzernen Weise:

> Ahasverus! — früher Ahas?
> Bruder, dir wir folgen, und auch
> Dem Geschlecht, in deß Entwicklung
> Deine Schwingen Gott gelegt.

Ein Blatt der Chronik bringt der zweite Teil, bevor die Waldtaube und die Schwalben das Auftreten Attilas vorbereiten. Die Nacht wird repräsentiert durch eine alte Eiche, durch die Winde und den Norden. Die Hütte des frommen Einsiedlers nimmt den Wanderer im christlichen Deutschland auf. Dann abermals Rom und Arabien, die Grabeskirche in Jerusalem, in der Christen, Juden und Muselmänner sich streiten. Der Weihnachtsmorgen 800 in Rom bringt uns zu den Schwalben, die einfältig und klug von dem berichten, was sie bei ihren Flügen gesehen haben, und in das Haus des einflußreichen Juden Isaak, der bei Kaiser Karl in Gunst steht. Ahasver erklärt, daß er die Christen hasse, weil sie nichts anderes seien als verfälschte Juden:

> Du liegst zersplittert, Israels schöner Baum,
> Jedoch das Christentum, der wilde Schoß,
> Der aus der Wurzel tief entsprang, wächst herrlich.
> 's ist unser Glaube, der verfälscht nun blüht!
> Und unsre Königsmacht und Hierarchie
> Sind nun erstanden, wiederum geboren.
> 's ist Israel, doch ein verfälschtes nur.
> All ihre Weisheit ist aus unsern Büchern;
> Nach tausend Jahren sind sie, wo wir waren.

Eine vierte Abteilung des buntscheckigen Poems spielt im Schlosse zu Canossa, wo Ahasver angesichts des büßenden deutschen Kaisers im Schnee der Nichtigkeit des irdischen

Glücks nachdenkt, dessen machtvoller Kontrast der große Gregor bildet, und bei mittelalterlichen Kreuzfahrern auf der Heerstraße nahe einem Kloster, wo die Nationalitäten sich einmütig um Gottfrieds Banner scharen. Die Zeiten kommen und gehen —

> Doch meine Nächte sind Jahrtausende;
> Es flammt in meinem Herzen seltsam auf,
> Als wäre ich die ganze große Summe
> Vom Streit des Ird'schen mit dem Göttlichen.

Der Weltgeist öffnet Neuland in der Entdeckung Amerikas — die Wandertauben flattern und des Waldes Geist flüstert, das Meerweib erzählt ihren Kindern, und die Muse des Gesanges beschließt den Reigen:

> Was in der Ahasverusmythe klang,
> Es ist ein Echo von dem Meer der Zeiten . . .

Andersen hat in teilweise sinnigen Einfällen, Stimmungen und Intuitionen mit dem Stoff des ewigen Juden gespielt, wie ein unbewußtes Kind mit den Schätzen des Meeres, die die Wellen ihm an den Strand tragen. So findet sich in bunter Ungeordnetheit Wichtiges neben Wertlosem; sein „Ahasverus" ist eine nach Inhalt und Form die künstlerische Erfassung unseres Themas nur wenig weiterführende genialische Laune.

* * *

Reizvoll ist in Levin Schückings Bauernfürst (1851) die phantastische Episode „Die drei Freier".*) In den zwölf heiligen Nächten des Jahres 1700 treffen sich im Gasthof zu den drei Mohren in Augsburg drei Fremde: ein müder, halb vermoderter Jude im langen, schmutzigen Talar,

*) Reclam, Universalbibliothek 548.

der sich nach der erquickenden Nachtruhe als ein schöner junger Prinz aus Armenien entpuppt, Isaak Laquedem; der holländische Admiral van der Decken, der vierspännig anfährt; endlich Seine Exzellenz der Oberjägermeister von Rodenstein mit großem Gefolge. Alle hundert Jahre geben sie sich ein Stelldichein und verleben gemeinsam ein ganzes Jahr in Saus und Braus. Dann durchstreifen sie wieder ruhelos Erde, Wasser und Luft als Ewiger Jude, Fliegender Holländer und Wilder Jäger. Das Feuer, der Satan, ist ihr Gebieter, der sie nur in diesen Pausen, die gleichsam ihre Ferien bilden, nicht quält. Wie Schücking in seiner Geschichte diese Elementargeister mit dem Schicksal des männischen Mädchens zusammenführt, das ist kühn und geistreich. Schücking beschreibt den jammervollen Aufzug des ewigen Juden: „Der müde Mann hatte einen langen, wirren, zerzausten Bart und ein schmutziges, braungelbes, langes Angesicht, das wie vom Wetter und Wind gegerbt und beinahe so runzlig war wie die Rinde eines alten Baumes; sein Talar von schwarzem Zeuge sah wohl recht beschmutzt und abgeschabt und fadenscheinig, aber gar nicht zerlumpt oder zerfetzt aus . . ." Der wunderliche morsche Gesell erinnert Herrn Winhold Eusebius Flachs, den Wirt zu den drei Mohren, an den toten Tilly, den er auch so halb vermodert und halb vertrocknet mit seinem ledernen Gesicht einst in Altenötting im Glaskasten liegen gesehen. Frau Ulrike von Haßbeck, in einer unglücklichen Ehe lebend, ist die stolze und schöne gesellschaftliche „Königin" von Augsburg. Sie behandelt die Männer mit Verachtung und Hohn — einen Thron wünscht sie sich, „nur um ihr Geschlecht an der brutalen Fadheit der Männer rächen zu können, welche sich die Herren der Schöpfung dünkten und in ihrem jämmerlichen Hochmut die Frauen wie eine Art untergeordneter Wesen in ihren Häusern ein-

sperrten oder für Geld verkuppelten oder in Kloster begrüben; die, so schwache, eitle, beschränkte, mitleidswerte Gesellen sie seien, doch seit Adams kläglich feiger Entschuldigung die Frauen als die Lasttiere des Lebens betrachteten und zu schweigendem Dulden zwängen". Sie will die Frauen emanzipieren, eine Frauenbewegung in Augsburg vor sechzig Jahren! Die drei vornehmen „Einjährigen" machen der schönen Königin Ulrike den Hof — sie spottet über die Schönheitsjäger, denen die Höhe der Gedanken, die Größe des Geistes, die Stärke der Entschlüsse nichts sei bei einem Weibe, dagegen die Schönheit ein und alles. „Ohne die Entnervung und Entwürdigung, zu der die Schönheit der Frauen führt, kämpften beide Geschlechter mit gleichen Vorteilen, mit gleicher Verteilung von Sonne und Wind den Kampf des Lebens." Sie sagt dann vermessen, ihr Stolz würde es sein, etwas zu tun, davon sich die Welt gestehen müßte, daß ein Mann dazu völlig unfähig gewesen wäre, und verspricht Herrn Laquedem, mit ihm zu wandern. Bei der gespenstischen alten Eiche vor dem Stadttor treffen sie sich, als das Ruhejahr vorüber ist; Ulrike erkennt mit Entsetzen ihren Weggenossen, hinter dem der böse Feind einher wandert — Ahasver gibt sie nicht frei; sie soll seine Einsamkeit verkürzen helfen und mit ihm wandern ohne Rast und Ruh hundert lange Jahre. Als sie nicht mehr weiter kann und ermattet vom Teufel für ihre Seele, die sie ihm verpfändet, sich befreien läßt, holt sie, wie es abgesprochen war, der wilde Jäger auf seinem feurigen Roß in die Lüfte hinauf. Sie hat den Tod in allen Spielarten an der Seite Ahasvers erblickt, sie schaut jetzt dem Leben der Menschen durch die Hüllen hindurch ins Herz und ihr Grauen wächst. Satan bringt die Halbtote zurück zur Erde; doch der fliegende Holländer ist mit seinem Gespensterschiff zur Stelle, um sie mit fortzuführen. Sie wollte die

Männer übertreffen —! Der Schwarze überreicht ihr eine Blutschrift: „Als Preis der Rettung aus der Gewalt Ahasvers hast du mir deine Seele gelobt; als den Preis der Rettung aus der Gewalt des wilden Jägers habe ich nur hinzugesetzt, daß du mir auch die Seele deines Kindes überlässest.“ Dann soll sie sogar auch dem entrinnen, „dessen Kiel jetzt der Brandung naht“. Die Mutterliebe lodert empor in dem verblendeten Weibe: mein Kind, nimmermehr! Mich magst du verderben, meines Kindes Seele bekommst du nicht! Damit erlöst sich Augsburgs Königin: sie hat größere Kraft als die eines Mannes gezeigt, ein Mann hätte auch seines Kindes Seele in solcher Not nicht geschont. Ihr Stolz und Hochmut sollten sie fällen; „jetzt stehst du geprellt, denn sie hat dich überwunden; die Mutter in ihr ist stärker denn du und alle unsere Schrecken.“ Frau Ulrike findet sich nach schwerem Traum wieder daheim bei ihrem Kinde, aber ihr Haar ist ergraut. Die Erkenntnis, wo des Weibes Stärke ruhe, hatte sie zehn Jahre ihres Lebens gekostet. Allein zieht der ewige Jude seine Straße weiter.

* * *

J. G. Fischers Ewiger Jude von 1854 geht in den Prometheusgedanken hinüber. Ahasver ist so alt wie die Welt; er hat alles schon gedacht und gesehen. Er ist die ringende Menschheit, und auch die Skepsis der Menschen, der Mephisto im Faust, sein ander Ich, mit dem er sich ins Reine setzen muß. Charakteristisch für Fischers Konzeption sind die Worte:

> Spann deine Flügel weit und breit,
> Du ewiger Weltkoloß;
> Es lebt, der deine Ewigkeit
> Schon längst vorausgenoß.

Und schmiede mich an der Berge Wand,
Bin doch der freie Mann,
Der deinen Riesenunverstand
Allein erlösen kann,
Der mit dem schöpferischen Gehirn
Den göttlichen Ätherstrahl,
Mit des Gedankens kühner Stirn
Das Feuer vom Himmel stahl.

Bei Griesebach (Der neue Tannhäuser, 1864) treffen sich der ewige Jude und Faust. Dieser, der Helena ewig besitzen möchte, hofft von Ahasver das Geheimnis des ewigen Lebens zu erfahren. Schrumpfte Ewigkeit zum Augenblick — das wäre das Glück für Ahasver!

Die Wanderungen Ahasvers durch die Weltgeschichte hat in Andersens Spuren, mit reicherem geschichtlichen Sinn, wenn schon nicht mit freieren poetischen Mitteln, S. Heller (1865 und 1868) in den beiden Fassungen seines Gedichts fortgeführt. Sie umfaßt drei Teile: Ahasvers Schuld und Sühne oder Glaubenskampf; Ahasvers Irren und Wirren oder Weltgemälde; Ahasvers Ziel und Vollendung oder das Menschentum. Erst bei den Tagen Goethes schließt die Betrachtung. Der häßliche, doch wohlhabende Schuster in Jerusalem war ein Schulkamerad des neuen Propheten, der ihn oft vor dem Spott der Schuljungen in Schutz genommen. Aber schön von Gestalt, so daß er der Frauen Günstling sei, habe er in Ägypten die Magie erlernt; nun verführe er arme Fischer und vergifte die lautere Quelle der Bibel, indem er daraus herleite, er sei der Menschensohn. Ahasver will ihn entlarven; Jesus anerkennt seinen redlichen Eifer und verheißt ihm am Ziel seines Wanderns durch die Zeiten die Ruhe. Unter der Leitung seines „Sagenbruders“ Faust erkennt Ahasver im Zeitalter der Buchdruckerkunst, der Entdeckungen und der Reformation.

in dem Kultus des freien Menschentums die letzte und höchste Religion. Alle geschichtlichen Führer treten auf; auch Tannhäuser, der sich in dem Rom des verknöcherten christlichen Priestertums nach der heidnischen Sinnenwelt sehnt; Franz von Assisi und Dante, Huß, dessen Märtyrertod Ahasver an der Haltbarkeit des Gottesgerichts irre macht. Zu Ahasver, der keinen Sinn mehr für das Leben hat, und dem lebensmunteren Faust gesellt sich der spanische Sagenheld Don Juan, der der Lust der Sinne nachjagt und nicht gern vom Rocken der Gedanken spinnt. In Shakespeare und Milton, Kepler und Cartesius, Wallenstein und Spinoza, Oranien und Newton spiegelt sich die neue befreite Menschheit. Goethe, der am Hellenentum in Rom sich vollendet, ist der Ruhepunkt seiner Sehnsucht. Die ganze Sage zieht sich in sich selbst zurück: in dem Reiche der Phantasie walten die drei Vertreter: des Glaubens — Ahasver, des Denkens — Faust, der Kunst — Don Juan. Schellings mystische Naturphilosophie spukt durch das Gedicht:

.... Und welches Los sich auch die Erde kor:
Will sie im Sternenreiche sich erhalten,
Will sie verflackern wie ein Meteor —
Im Zeitenschoß, im Wogen der Gestalten
Vermag sie doch Erhabeneres nicht
Als nur der Menschheit Blume zu entfalten.

* * *

Einer der Meister der Ahasversage in der Weltpoesie ist Robert Hamerling in seiner Dichtung vom Jahre 1867 in reimlosen fünffüßigen Jamben: Ahasver in Rom. Er schlägt alle Vorgänger aus dem Felde. Dem Faustischen Lebensdrang des Nero, der nur im Zerstören sich auswirken kann, tritt in Ahasver die Todessehnsucht gegenüber; er will Nero helfen, sein Geschick zu erfüllen;

beide arbeiten an der rascheren Entwickelung der Menschheit, „daß nicht zu lang die Wirrsal hin sich schleppe, damit im neuen Sein zur Ruh' die Menschheit komme“. Ahasver aber, der den Kaiser immer mehr ins Ungeheure drängt, ist zugleich der Unzerstörbare, den Neros Flammen nur neu verjüngt emporsteigen sehen: die ewige Menschheit. Der Ewige Jude ist hinaufgehoben in den Universalismus; alle nationalen Schranken, alle religiösen Hemmungen sind entriegelt. Ahasver, so alt wie die Welt, hat den Tod in die Welt gebracht; zum Dank und zur Strafe verschont er ihn. Dem Individuum ist eine ewige Sehnsucht nach Ruhe eingepflanzt; die Menschheit aber muß, während der einzelne in den Tod eingehen darf, leben und kämpfen. „Götter kommen und schwinden; ewig wandert Ahasver.“ Hamerling stellt in seiner großartigen Gedankenfolge den Träger der nie gestillten Ruhesehnsucht der Menschheit als übergreifende Macht in eine geschichtliche Lebens- und Handlungssphäre hinein; den Vertreter der Menschheit und den titanisch sich auflehnenden Einzelnen, die ewige Todessehnsucht des Unsterblichen und den unendlichen Lebensdrang des Sterblichen wundervoll kontrastierend. Er meidet — eine Gefahr, der so manche Vorgänger kläglich erlegen sind — eine auf Verse gebrachte Weltgeschichte. Sein Ahasver ist der geheimnisvoll Spornende, die Krisen Beschleunigende, die Verkörperung des ausgleichenden allgemeinen Lebens hinter dem ringenden Individuum; im Wandelbaren das Bleibende, im Sterblichen das Unsterbliche.

Ich gebe ein paar Proben. In Neros Nähe taucht Ahasver auf,

ein Greis, gehüllt
In braun', zerrissen flatterndes Gewand.
Die Schläf' umfliegt ihm langes Silberhaar,
Sein Vorhaupt scheint verwittert Felsgestein
Und seine Augen nisten drin wie Adler.

Urwüchsig scheint er, wild, zyklopisch fast,
Ein Mann, der aufgewachsen, fremd den Menschen,
In Wüsten, Wäldern, rauher Bergesöde:
Wahnwitzig rollt sein Auge bald, bald scheu
Wie eines Bettlers, doch dann leuchtet's wieder
Wie Geistesmacht darin, schier übermenschlich.
— — Da fällt ein Lichtschein plötzlich auf die Züge
Des Wanderers, und dieser flücht'ge Schein
Beleuchtet grell, gespensterhaft sein Antlitz,
So grau verwittert, fahl und starr und beinern
Wie eines modernden Ägypterkönigs,
Der seinem Pyramidengrab entstiegen,
Worin er ein Jahrtausend lang geruht.

Unermeßne Todessehnsucht treibt Ahasver, unermeßner Lebensdrang glüht in Nero; so haben sie beide eine gemeinsame Sendung zu erfüllen; der Wanderer wird dem Kaiser dabei helfen. — Neros Fackeln haben das ewige, wenigstens ewig trunkene Roma in ein ungeheures Flammenmeer gewandelt. Gespenstisch erhebt sich „aus dem Schlunde der Arena“ die verwitterte Gestalt des wildumlockten finstern Bettlers — höhnisch ruft er dem Kaiser zu:

Ich habe mir den alten Leib gewärmt
Am schönen Feuer, das du angefacht,
Ich habe selbst auch wacker mitgeholfen!

Er hat die erste Brandfackel in Neros Stadt geworfen todesfroh. Aber er handelt

Im Namen jener, die sich wie ein Phönix
Aus ewigen Verwandlungen erhebt,
Die aus erloschnen Daseins Aschenresten
Den Funken neuer Lebensblüte lockt,
Im Namen der unsterblichen, der hohen,
Die du verachtest und an der du frevelst
In keckem Übermut, vor der du dich
Aufblähst zum Gott, ein eitler Sterblicher —
Im Namen dieser ewigen — im Namen
Der Menschheit sprach ich über dich den Fluch!
Ich bin ihr Mund, ich bin ihr duldend Herz.

Nero dagegen ist nur ihr blutig Henkermesser, das sie nach vollzogenem Recht beiseite wirft. Ahasver ist nicht zu vernichten, in ihm hat das Leben einen festen Ankergrund; denn die Unendlichkeit liegt nicht in der Dauer, vielmehr im Wollen und in der Freiheit. Von Ahasver läßt sich der todwunde Kaiser zu dem Nekromanten Apollonius von Tyana führen, der ihm den Geist seiner Gemahlin, der einst so stolzen und üppigen Agrippina zitieren soll, die er bei ihren Lebzeiten gehaßt und geliebt hat wie kein anderes Wesen in seiner Nähe. Die furchtbare Vision klingt in das Losungswort der ganzen Dichtung aus:

> Der Menschensohn, der schicksallos sich glaubt,
> Ihn blickt der Genius der Menschheit schon
> Mitleid'gen Auges an und sieht die Stunde
> Beflügelt nah'n, die sein Geschick erfüllt.

Nero steht dem Kruzifix gegenüber und hört Ahasvers Bekenntnis in der Christengemeinde:

> .... Der eurem Heiland trotzte, war
> Nicht bloß der Jude von Jerusalem,
> Das war schon Ahasver, der ur-uralte,
> So alt schon als die Welt: sein Barthaar war
> Längst weiß wie Schnee, sein Nacken trug gebeugt
> Schon eine Bürde von Jahrtausenden:
> Seit Herzen schlagen auf der Erde, wandert
> Schon Ahasver, und ewig wird er wandern,
> So lang noch Herzen auf der Erde schlagen!

Er ist der Erstgeborene der Ungeborenen, der Erschaffenen und der erste Sproß des ersten Elternpaars. Die Qual der Menschheit, die nach Ruhe strebt, halb unbewußt, in unbestimmtem Drang, ihm ward sie aufgeladen, und er muß sie mit Bewußtsein schleppen durch die Zeiten. Mächtig schwillt der Akkord des gewaltigen Gedichts:

Wie lang noch glüht sie, die geheimnisvolle,
Die unaustilgbar stille Todessehnsucht,
Die eins ist mit dem höchsten Lebensdrange,
Und die durch all die Umgestaltungen
Des Menschendaseins sich hindurchringt, nie
Befriedigt, ewig trachtend nach dem letzten,
Dem unbekannten Ziel? Ja, dem Geschöpf
Ist eingeboren eine ew'ge Sehnsucht
Nach Ruhe — mag sein Seufzer diese Ruh
Vollkommenheit, Glück, Himmel, Gott benennen!
Nach diesem letzten Ruheziele strebt
Es hin voll Unruh — und der einzelne,
Er findet's doch im Tod; die Menschheit aber
Muß leben, streben, ringen immerdar,
Und ich, ich bin's, der diese Qual der Menschheit,
Des unbefriedigt ruhelosen Daseins,
Begleiten muß durch die Jahrtausende!

Wir sehen: Hamerling hat die mythische Gestalt Ahasvers mit großer dichterischer Freiheit umgeschaffen, das in der Überlieferung feststehende Bild des ewigen Juden nicht schonend. Er ist der Ansicht gewesen, der Dichter habe nicht nur das Recht, sondern geradezu die Pflicht, den Mythus fortschreitend zu entwickeln und mit den Anschauungen seiner eigenen Zeit neu zu beseelen. Das ewige Judentum wandelt er in die ewige Menschheit. Ahasver ist identisch mit Kain, der den Tod in die Welt gebracht hat und damit die ewige Kontrastbewegung; dafür wird er von ihm verschont — zum Lohn und zur Strafe. So erhält folgerichtig auch Ahasvers Widerstand gegen den jüdischen Messias, gegen den Stifter der christlichen Religion eine tiefere Bedeutung: das Wesen kämpft hier gegen die Form an, das Beharrende gegen das sich Wandelnde, das Quietiv gegen das Motiv. Da das Epos die Weltgeschichte abspiegelt in einer besonderen Begebenheit, hat Hamerling mit bedeutendem

Geschick seinem Ahasver den realen Hintergrund des neronischen Rom gegeben; so wird die auf Verse gestreckte Weltgeschichte, die notwendig ermüdet, vermieden und das volle Leben grüßt uns: die Schenke Locustas, das Bacchanal, Agrippinas Bad und Schicksal, der Brand, das goldene Haus. Todessehnsucht und Lebensdrang: das ist das ergreifende menschheitliche Thema. Rom ist todreif, Nero wird innerlich und äußerlich gebrochen — der angebliche Gott ist ein zitternder Mensch, der gestürzte Cäsar und der entthronte Titan vollzieht das Werk der Selbstvernichtung an sich, und Ahasver, die verkörperte Bewegung im rastlosen Räderwerk der Menschheit, wandert in die Wälder des Nordens und spornt die Fürsten der Germanen, dem imperium romanum den Garaus zu machen.

Nach Hamerlings Tode (Juli 1889) weihte ihm sein treuester Freund Peter Rosegger diese Totenklage:*)

Ahasver an seinen verklärten Dichter:

Bist es du, der mich entsühnet als den Brudermörder Kain,
Welcher, weil des Todes Vater, nimmer dessen Kind kann sein?
Weh, das war ein banges Wandern durch die wilde, finst're Zeit,
Wähnend, hastend, niemals rastend, um den Ring der Ewigkeit.

Seit jedoch der göttergleichen Schönheit leuchtend Gloriol
Aufgestellt zum Trosteszeichen, wo ich rasten darf und soll,
Seitdem will ich leben, leben, maienfroh zur Lust erwacht.
Liebe hat die Welt erlöset, Schönheit selig sie gemacht.
Du, mein Wanderbruder, standest einsam auf des Lebens Firn,
Als der Schönheit Hochpropheten einer, mit der Jovisstirn;
Nun sind beide wir unsterblich, wandern durch das bunte Nichts:
Ich im Schattenreich der Erde, du im Äther ew'gen Lichts!

* * *

*) Peter Rosegger, Gedichte, 1891, Wien, Pest, Leipzig, A. Hartleben, S. 126. Vgl. Theodor Kappstein: Peter Rosegger, ein Charakterbild, Stuttgart, Greiner und Pfeiffer, 1904, S. 242—44; S. 57.

Auch Hans Herrig lieferte einen Ahasver, 1874, als dramatisches Gedicht: „Jerusalem“. Ahasver symbolisiert das historische Judentum, mit ihm selbst zu sprechen „jenen Realismus, dessen Fluch es ist, rastlos durch's Leben zu irren, weil er sein Ziel in dieser realen, ewig weiter rollenden Welt doch niemals erreichen kann, das Ideale aber, das seine Sinne zwar nicht fassen können, das ihm aber in jedem Augenblicke zu Gebote stände, weil es eben außerhalb der brutalen Wirklichkeit liegt, verschmäht.“ Die ganze Anlage Herrigs ist nur zur halben Klarheit der Ausführung gediehen.

Fritz Mauthner, der abgründige Schöpfer der genialen „Kritik der Sprache“ und der Dichter der unvergleichlich feinsinnigen „Totengespräche“, schrieb 1881 seinen Roman „Der neue Ahasver.“ Wuotan und Ahasver wandern durch die Welt. Ahasver aber legt sich, nach der Nacht vom 4. auf den 5. August 1789, zufrieden ins Grab. Er selbst und die andern glaubten, daß er tot sei. Doch bald steht das Gespenst des gequälten Volkes wieder da: das verfolgte, von den Zeloten und Barbaren (auch wenn sie Dühring heißen) gehaßte Judenvolk.

* * *

Der Ahasverus von Carmen Sylva, der rumänischen Königin Elisabeth, sucht freilich nur „Jehova“, den Weltschöpfer der Juden; ihre Dichtung — erschienen 1882 — entfernt sich beträchtlich von der Legende. Ahasver hat Gott in seinem Sohn, dem Heiland, beleidigt, so wird er zur Ruhelosigkeit verdammt. In kühnem Gedankenaufbau beschreibt die Dichterin mit starker Gestaltungskraft diese Wanderschaft. Ahasver ist von trotziger Entschlossenheit beim Kreuzgang des Nazareners:

Das Volk streute Palmen,
Das Volk breitete Kleider
Auf seinen Weg — — und ich lachte.
Sie schleppten ihn zur Richtstatt,
sie schleppten ihn zum Kreuze.
Es blutete sein Haupt,
seine Stirn war rot von Blut,
Und ich höhnte ihn.
Ihr habt ihn gegeißelt — und sagt:
„Er ist Gott!"
Zeigt mir den Gott, der das All schuf,
so bete ich ihn an.
Zeigt mir den Gott, der die Sonne führt,
so bete ich ihn an.
Zeigt mir den Gott, dessen Stimme tönt
wie der Sturm,
Der die Bäume mäht, als wären sie Gras —
so bete ich ihn an.
Ich will ihn erkennen, wie er ist;
ich will ihn erkennen,
Wie das Kind erkennet der Mutter Stimme,
Wie das Reh folget der Mutter Spur —
Aber eher beuge ich mich nicht!
Ich lache, wenn der Gott verschmachtet.
Mein Gott verschmachtet nicht . . .
Ich lache, wenn der Gott hinsinkt.
Mein Gott verblutet nicht . . .
Ich soll ewig leben? — Ich soll leben,
wenn alles vergeht?
Wohlan, so will ich leben,
bis ich den Gott finde;
Ich will nicht sterben, bis ich ihn sehe
von Angesicht,
Wenn er mir erscheint, wie er ist,
Wenn er naht wie der Sturm,
Wenn er winkt, und Wellen folgen ihm nach —
Dann bete ich an und sterbe.

Der zum Ewigleben verurteilte Zweifler tritt seine

Wanderung an. An den Fluten des toten Meeres höhnt er:

> Dir — ew'gen Tod; und ew'ges Leben — mir
> Und ew'gen Zweifel. Was ist Jehovah?
> Und was Ahasverus — und was die Welt?

Im Wunderland der Pyramiden sucht er Gott, beim Sonnenuntergang hört er die Memnonssäulen tönen, er bleibt ohne Antwort, auch als Säulenheiliger in den Sonnengluten Indiens. Er wirft sich in die Fluten des Ganges und sieht im Schilf zwei funkelnde Tigeraugen, doch der Tiger duckt sich und schleicht auf weichen Tatzen davon. Weder in der Wüste noch im Getümmel der Schlacht findet er Gott und findet er Ruhe. Mit den siegreichen Arabern stürmt er nach Andalusien, doch auch der Schlachtruf: Allah! Allah! bleibt für ihn ein Klang ohne Inhalt. „Nein, in den Schlachten ist nicht Gott! Gott ist ein Lied, ich weihe mich dem Lied!“ Er gebietet über goldene Reichtümer; aber die Nacht der Seele bleibt sein Teil und der Hunger:

> Schmerz ist mein Los, und Zweifel mein einziges Erbteil.
> Wäre ein Gott, ich würde ihn hassen,
> Wäre ein Gott, ich würde ihm fluchen.
> Ich würfe seine Menschen ihm vor die Füße
> Und spräche: Nur das hast du gemacht!
> Bist du, so lache ich dein,
> Bist du, verachte ich dich,
> Bist du, ich glaube dich dennoch nicht — und lebe.

Die Menschen kommen und gehen, ein törichtes Geschlecht. Im Kriege ist Jehovah nicht, auch nicht im heiligen Kriege unter dem Banner der göttlichen Jungfrau, und nicht im Handel, der das Land beherrscht; nicht auf der Erde und nicht im Wasser. Die christlichen Fanatiker spannen ihn als Ketzer auf die Folter, um ihres Glaubens willen — Ahasver flucht ihnen: Er ist kein Gott, sonst

hätt' er mich zertreten! Sein treuer Sklave Matotope opfert sich für ihn auf und geht elend zugrunde: wozu die Welt, und wo ist Jehovah?! Ahasver wendet sich der Kunst zu, in der schönen Stadt am Arno kommt er zu dem Bekenntnis:

Im Schaffen ist der Gott und im Gedanken,
Der sich gestaltend Bahn bricht, Ton und Marmor
Und flache Leinwand selbst belebt, bis Kinder
Erkennen, was der Meister dabei dachte! Strömt,
Ihr Bilder, mir durch's Hirn, leiht Kraft dem Arm;
Sei du mein Sklave, Körper, der vom Geist
Beflügelt; — denn ich bin ja ewig! Ewig
Auch mein Gedanke! Welt! Ich will dich fassen,
Ich selbst, ich bin der Gott!

Doch er erkennt, daß alles nur Staub ist; er hebt den Hammer und zertrümmert sein Bildwerk des blühenden Weibes und des Mutterglücks. In einem friedlichen Waldtal begegnet er zwei jugendlichen Gestalten, Glück und Frieden atmet es um die beiden Liebenden. Sie reichen sich den Ring der Treue und feiern mit der jubelnden Natur den hohen Tag ihrer Vereinigung fürs Leben. Dies Maienbild voll Sonnenschein nimmt dem armen Wandersmann die Hüllen von der Seele, er begräbt seine Zweifel an Gott.

Ahasver sprang auf,
Sein Antlitz strahlte überirdisch leuchtend,
Dann fiel er auf die Knie, weit die Arme
Ausbreitend, rief er laut:
„Mein Gott! Mein Gott! Mein Gott!
Ich suchte dich auf der ganzen Erde,
Wie das Kind sucht der Mutter Stimme,
Wie das Reh folget der Mutter Spur!
Alle Leiden hab' ich erduldet auf Erden,
alles Weh' hab' ich getrunken!
Ich habe das Gute geliebt, ich habe dem Guten gedient,
Auch in der Verirrung!
In der Wüste, im Schneesturm, in der
Meerflut suchte ich Gott.

Ich suchte ihn in der eignen Brust;
Schmerz war mein Kelch,
Zweifel meine Speise, Finsternis mein Tag!
Doch nun schauen meine Augen: Im
Werden ist Gott —
Gott ist ewig Werden!
Was bin ich denn, daß ich Wohltat
begehre? Ich will nur anbeten
Gott; denn er ist gut!
Ich will nun die Augen schließen, in die
Grube legen mein Haupt,
Da ich Gott geschaut von Angesicht!
Ich will schmecken, wie süß der Tod ist!
Ich will vergehen, wie Herbstlaub vor
schwellenden Knospen.
Preis Dir Jehovah!"
Und sank in duftge Blumen, wie ein Reis,
Das der Wind geschüttelt, — — — und verschied.

* * *

Prinz Emil zu Schönaich-Carolath dichtete (1883) das originelle Poem: Don Juans Tod. Ahasver hat ein sinnlich Gelüsten nach dem Weibe; er hofft ihm zu begegnen, wie es dem Fliegenden Holländer, seinem Kollegen, geschehen: vom Fluch gehetzt in allen Erdenwinden, mag ich vielleicht am Herzen einer Frau Erbarmen, Labung, kurze Ruhe finden. Er erblickt wirklich ein herumschweifendes Weib und zwingt mit wilder Lust die marmorkühlen Glieder des weißen, schlanken Götterleibes nieder. Venus gebar — denn sie war's; vom Christentum aus ihrem Reich vertrieben, war ihr kein Heim, kein Tempeldach geblieben. Sie gebar ein Zwillingspaar, wie Don Juan berichtet:

Das Priestertum der Lust, des Sangs, der Dirnen
Schuf Don Juan; sein Zwillingsbruder Faust,
Als Fürst weltferner Hochgedanken haust
In deutschen Herzen, deutschen Dichterstirnen.

Das Trauerspiel von der Unsterblichkeit versuchte der Münchener Max Haushofer in seinem dreiteiligen dramatischen Gedicht „Der ewige Jude“ zu schreiben (1884). In dem Prolog, der in einem Maleratelier spielt, deckt der Dichter seinen leitenden Gedanken mit den Worten auf:

Wie kann man sich mit solchem Stoffe plagen?
Ein Mensch, der niemals stirbt, kann kein
Vernünft'ges Opfer für Tragödien sein;
Denn die Tragödienhelden müssen sterben,
Um ein unsterblich Leben zu erwerben.
— Vielleicht hat jemand auch Verdacht,
Ich käme mit der Judenfrage,
Die uns in Zeitungen jetzt alle Tage
Zuwidrer wird, in meinem Stück daher.
Da fürchtet nichts. Mein Ahasver,
Der ist schon längst kein Jude mehr.
Ganz konfessionslos ist das alte Haus;
Es ward einfach ein armer Mensch daraus.
Ein armer Mensch! Der ärmste! Denn er trägt
Den alten Jammer unentwegt
Aus einem in das andere Jahrhundert,
Daß sich der Fels, auf dem er ruht, verwundert.
Doch Mitleid ist's nicht eigentlich,
Was ich für ihn erwecken will. Für mich
Ist sein geheimnisvolles Los
Erbärmlich und doch riesengroß,
Ist menschlich und doch weltentrückt,
Daß Schauer oft mein Mitleid unterdrückt.
Ich sehe den Unsterblichkeitsgedanken
Verkörpert durch die Weltgeschichte schwanken,
Als geisterhaften Greis, Erlösung suchend,
Mit glüh'ndem Blick sich und die Welt verfluchend.
Ein Götterschicksal ist's, in Staub gekleidet,
Bewundert und beklagt, verwünscht, beneidet.

Das Vorspiel, dem „Vorspiel im Himmel“ im Faust nachgebildet, zeigt, wie die Stimme aus den Wolken an den Dämon des Todes, dem alles andere unterworfen ist,

einzig den Ahasver verschonen heißt. Die Welt wird nicht müde werden, ihn zu tragen noch die Rache erlahmen, die ihn jagt, weil Gott es will. Zwölf Dämonen umschwirren ihn; der Dämon der Schuld erinnert ihn an den Weg nach Golgatha und zieht ihn mit sich, auf's hohe Meer des Lebens hinaus. In breit ausgesponnenen Bildern voll Phantastik, denen oft die nötige Schärfe mangelt, die Einheit und Klarheit der Anschauung, führt nun Haushofer seine Trilogie an uns vorüber. Den ersten Teil nennt er einen Mythus. Er spielt in und um Juvavia, dem nachmaligen Salzburg, zur Zeit der Völkerwanderung und tausend Jahre später. Es wirken mit die Zwerge vom Untersberg und die Erscheinungen der Perachta, Saelde, Aventiure und Frau Minne, römische und germanische Krieger, nebst Walafried, dem Schüler des heiligen Severinus und Ahasver selbst. Walafried beichtet dem Priester Lantpert: nachdem des ewigen Juden Frau und seine Kinder als Christen gestorben, sei die Erinnerung an den unseligen Familienahn von Enkel auf Enkel wie von unsichtbarer Geisterhand weitergetragen worden — die Enkelkinder ziehen dem zum Leben verurteilten Greise nach durch die Welt, um ihn durch Gebet und Reue von seinem Fluch zu lösen. Alle schlafen den tausendjährigen Schlaf, nur vor Ahasver schließt sich der Berg. In einem Zwischenakt sehen wir acht Wandelbilder, die auf den Gipfel des Sinai führen und an die Küste des Roten Meeres, an den Schlund des Ätna und in die Geisterhöhle des Untersberges, auf den Meeresgrund und auf ein Gletscherfeld, in Ahasvers Schatzhöhle und zwischen die zerstörten Mauern von Konstantinopel. Der ewige Jude stöhnt: „Ich denke nur an Einen, der nicht ist, weil er das Ende ist von allem Sein.“

Der dritte Akt stimmt die Klage des ewigen Wanderers an:

An euch ist das Jahrtausend und an mir
Spurlos wie ein Phantom vorbeigegangen.
Die alten Trümmer liegen hier,
Noch immer von dem gleichen Moos behangen.
Derselbe Bergwind rauscht noch in den Bäumen;
Dasselbe Wasser wirft sich von der Wand,
Und fern am blauen Sehkreis säumen
Dieselben Wälder noch das Land.

Der vierte bringt den Rückblick in Rom:

.... Hier stieß mich Nero einst mit seidnem Schuh
In einen Haufen Asche zu den Toten;
Hier sah ich Kaiser, Prätorianer, Goten,
Triumphe, Morde, Pöbel, Zirkusqualm,
Kunst und Verfall, Hellenen und Vandalen!
Und als der Amalungen Banner sanken,
Sah ich die Langobarden hier und Franken,
Den Glanz und Sturz des großen Berengar;
Crescentius' Macht und Ottos Heldenschar;
Der Päpste Bannstrahl, um die Reichsstandarten
Der Kaiser zuckend; Guelfen, Ghibellinen;
Befleckte Throne, Schwerter voller Scharten,
Ein Meer von Taten, Sünden und Ruinen,
Das Ringen alles Völkerelements
Von Trajan bis herab auf Innozenz!
Wie oft schon hab' ich Rasttag hier gehalten,
Umschwebt von all' dem mächtigen Gestalten!

Der zweite Teil, eine Tragödie genannt, zeichnet sich ebenfalls nicht gerade durch klare Linienführung aus. Wie im Nebel huschen die Gestalten durcheinander, und der Motive sind viele, die einander ablösen. Im Mittelpunkt steht jetzt Else, das Enkelkind von Walafrieds Sohn Wolfhart, der den Vater einst getötet. Ahasver brachte sie zu dem Arzt und Alchemisten Ernst von Werth. Aber auch das Mädchen will hinaus in die Welt. Ritter Theodoros Thanatos, also der Tod, verführt sie. Reuevoll kehrt dann

die Deflorierte heim. Hugo, ein Neffe von Ernst v. Werth, verliebt sich in sie, bricht aber die Beziehung ab, als er von ihrer Vergangenheit hört. Else stürzt sich vom Turm, ihr nach Ahasver. Und Thanatos triumphiert, selbst über den Goldmacher, dessen Lebenselixier er verschüttet und dessen Laboratorium er in Flammen aufgehen läßt. Ahasver gesteht:

Wer einmal tausend Jahre geht,
Hat oft des Weges nimmer acht.
Mir kreuzen auf dem ganzen Erdball sich
Die Straßen, die ich bald wie toll
Hinstürmte, bald mit müden Füßen schlich,
Und immer wieder wandern soll.
Kein Land ist, das ich nicht durchgangen hätte;
Es rauscht kein Strom in seinem Bette,
Der mir die Sohle nicht benetzte;
Kein Hochgebirg ist, über dessen Kamm
Mich nicht das rächende Geschick schon hetzte;
Kein Meer, durch das ich nicht auf schwankem Schiffe schwamm!
Wohin ich schaue, muß ich Gräber sehen,
Und bis der Tag der Rache tagt,
Ist mir allein die Rast versagt;
Durch Schatten und Verwesung mag ich gehen.
Den Tod erlitt ich mehr denn hundertmal,
Um zu des Lebens endlos langer Qual
Von neuem wieder aufzustehen.
Ich warf mich in die See; doch ich ertrank nicht;
Die Woge spie mich zischend aus;
Ich sprang in Gletscherklüfte und versank nicht;
Die Eiskluft preßte mich hinaus;
Ich warf mich in des Hais gezähnten Rachen,
Um — halbverdaut ins Dasein zu erwachen.
Ich habe viel erlebt!

Der ewige Jude ist reich, steinreich an Geld und Gut; ehe Judas, der Verräter, sich erhängte, warf er den Lohn des Verrats Jesu verzweifelt in die Tempeltür. Der Acker

eines Töpfers ward dafür gekauft zum Begräbnisplatz für die Pilger. Mit jenen dreißig Silberlingen hat der Verkäufer an Ahasver eine Schuld beglichen. „Die Silberlinge lieh ich aus, Milliarden brachten sie nach Haus; alljährlich wuchs der Zins zum Zins, ein Strom unendlichen Gewinns.“ Das ist eine originelle Wendung des Judasmotivs in der Ahasverdichtung.

Der abschließende dritte Teil der Trilogie mit der Benennung „eine phantastische Komödie“ spielt in einer deutschen Hauptstadt in der Gegenwart. Ahasver, der im zweiten Teil allerhand Geisterspuk am Königshof getrieben, frei nach Faust, zweiter Teil, wird als Verrückter, namens Marcus Schwarz, in die Landesirrenanstalt eingeliefert. Der Arzt hat wechselnde Eindrücke von ihm.

> An manchen Tagen aber kam's mir vor,
> Als wäre mein geheimnisvoller Gast
> Der Klügere und ich der Tor.
> Dann schien er groß, unirdisch fast;
> Das Tiefste wußt' er aufzuspüren,
> Und mit großartiger Melancholie
> Mein abgehärtetes Gemüt zu rühren.
> So sonderbaren Kunden hatt' ich nie.

Im Irrgarten der Phantasie, der den vierten Akt ausfüllt mit allerlei traumhaftem Spuk, würden wir uns nicht zurechtfinden, wenn uns Perachta vom Untersberg nicht die Anweisung mitgäbe: den Gang der Erinnerung entlang zur Werkstatt der Unsichtbaren, zur Brücke des Nichts und ins Lügental, auf einem Felssteig zur Hoffnungshöhe. Von dort, nach einer Rast, zum Tor der Enttäuschung und in die Wüste des Wahns. Vom Rätselgrunde weiter in den verwunschenen Schacht, an dessen Ende wir die Wurzeln der Ereignisse schauen. Das festliche Spiel ist aus, und Haushofer bescheidet sich am Ende seines umfänglichen Gedichts:

Unwandelbares im Wandel der Zeit:
Ist's schwebendes Gleichnis?
Ist's Wirklichkeit?
Zwischen Vergang'nem
Und Künftigem schwanken
Nach kreisenden Zielen
Irr die Gedanken.
Ein Ewiges streifte
Uns eilenden Schrittes,
Und groß und gespenstig
Im Dämmer entglitt es.
Was mit dem Alten
An seltsamem Schicksal sich fürder vollzieht:
Den Spätsten verbleibt es;
Ein andrer schreibt es
Am Ende der Zeit, wenn das Letzte geschieht.

Damit hat sich Haushofer selbst unter die Fragmentisten gereiht, die nicht die dichterische Kraft haben, unsern Stoff zu meistern.

* * *

Adolf Wilbrandt bekennt selbst, er sei aus Pietät ein Jurist, aus Neigung Historiker, aus Patriotismus Journalist und aus Naturtrieb ein Poet geworden. Er hat uns im Verlauf seines ungewöhnlich reichen schriftstellerischen Lebens mit einer Fülle edler Gaben beschenkt. Wir verdanken ihm eine tiefgrabende, formvollendete Gedankenlyrik, farbenfrische Novellen voll Himmelsflug und Erdgeruch, wie den „Johann Olerich“, Lustspiele wie „Die Maler“ und Dramen wie den „Gracchus“; nicht zuletzt so groß angelegte Romane wie „Adams Söhne“ und „Die Osterinsel“. Überall tritt uns ein durchgereifter männlicher Geist entgegen, der die Bildung seiner Zeit in umfassendem Maß in sich trägt. Der Sohn des Professors und der Freund gelehrter Studien ist in der Philosophie

wie in der Naturwissenschaft zu Hause, wie er die verborgenen Gänge des seelischen Prozesses kennt in seiner Verflechtung und Lösung. Das Leid des Lebens hat ihn nicht gebrochen, wohl aber ihn befähigt zu dem Bunde, den Pessimismus und Mystik in ihm geschlossen haben. So ruft er denn auf zu Pflichtgefühl und Arbeit, wie er zum Lichte weist neben und über allem Erdendunkel. Er spottet der Schmerzen des Lebens nicht, aber er überwindet sie durch Kraft und Sammlung, durch Elastizität und Vertrauen. Wilbrandt trägt ein quellendes Lebensgefühl in der Brust, einen mächtigen Drang zum Elementaren und zum Ewigen. Die religiöse Anschauung des Dichters ist durchaus undogmatisch, wie die der meisten Menschen unserer Zeit. Sie ist um so enger mit philosophischen Reflexionen verbunden. Ihr eignet zudem noch eine besondere Eigentümlichkeit: Wilbrandt pflegt mit Liebe den Gedanken der Seelenwanderung. Ich verweise dafür auf eine Anzahl seiner besten Gedichte, ferner auf den Dunkelgrafen Leonardus Cornelius in der Novelle „Die Verschollenen", auf den Professor Hermann Hesperus in „Der Gast vom Abendstern", sowie auf die Prachtgestalt des Ullrich Saltner in „Adams Söhne", der ein überzeugter Vertreter der Seelenwanderungstheorie ist. „Ob er recht hat mit seinem Glauben?" fragt der Poet; „wer weiß es? Ich weiß nur, daß es gut ist, so zu leben, als hätte er recht, so menschlich und gut zu werden, als in uns gelegt ist." Sein reifstes dramatisches Werk hat Adolf Wilbrandt dieser Mischung von klassischem Griechentum, indischem Brahmanismus und religionsphilosophischer Betrachtung geweiht; es ist die symbolische Dichtung in vierfüßigen Trochäen „Der Meister von Palmyra", die im Jahre 1889 erschienen ist. Bei ihr wollen wir verweilen; denn sie ist die klassische dichterische Lösung des Ahasverproblems.

Zur berühmten Felsgrotte bei Palmyra in Syrien, in der nach alter Volkssage der schwarze Geist des Todes und der große Herr des Lebens hausen, hat sich Zoë verirrt, die junge Christin aus Damaskus. Matt vom heißen Licht der gelben Wüste sinkt sie erschöpft nieder. Zwei gebrechliche Leutchen legen welke Blumen vor die Höhle und flehen um Fristung ihres armseligen Daseins. Herbe weist Pausanias, der Todesengel, sie fort, die Staubeskinder, die sich an das Leben klammern wie die Meeresschnecken ans schlüpfrige Gestein, und die leiden und dulden wollen, nur nicht sterben.

Glaubt Ihr Narr'n, der Weltenmeister
Hab' den heil'gen Schatz des Lebens
So vergeudet, daß er ihn
Modern läßt in so verfaulten,
Morschen, brüchigen Gefäßen?
Fallen muß das welke Laub,
Damit and'res keim' und wachse!

Zoë aber fürchtet den Tod nicht. Auch als der freundliche Greis ihr eröffnet, sie werde noch am selben Tage Palmyras Erde als Märtyrerin mit ihrem Blute färben — „Gottes Wille lenkt die Herzen und die Steine“, und die Freuden des Himmels erwarten sie. Geisterhafte Musik senkt sie in einen hypnotischen Schlafzustand; körperlich gebunden, folgt sie mit geöffnetem Geistesauge.

Siegesfanfaren tönen. Apelles, der Meister von Palmyra, kehrt mit den Genossen ruhmgekrönt aus der Schlacht. Geheimnisvoll zieht's ihn zur Höhle des Lebens. Arbeit und Genuß waren bisher die Zwillingsbrüder seiner Tage, sein Glück, das Kummer und Sorgen nicht zernagen konnten. Aber er möchte ewig leben, wie Faust, wenn des Geistes Kraft, das Mark des Arms ihm bliebe, des Daseins Wert zu fühlen und zu halten. Die Geister

der Höhle üben geheimen Zauberbann auf den Verwegenen. Der Mahnung nicht achtend, „Leben ohne Ende kann Reue werden ohne Ende", begehrt er das Leben als seine Braut. Es wird ihm zugesagt mit der Bestimmung:

Allen Kindern dieser Erde
Du ein Bildnis, du ein Beispiel,
Das des Todes Lehre predigt,
Das des Lebens Rätsel lichtet.

Des Segens Fluch ist auf ihn gelegt. Zoë aber, die Todesmutige, soll als Abbild des ewig neu sich formenden Lebens immer wieder zur Erde zurückkehren und ihm, der in sich verharren will, zur Begleiterin sich gesellen; von Form zu Form soll ihre beschwingte Seele wandern und Gottes Werk an dem Irrenden vollenden helfen. Sie erwacht aus der Betäubung und eilt gen Palmyra.

Eine offene Verwandlung führt uns in das Haus des Meisters in der Palmenstadt. Die um das Ergehen des Sohnes zärtlich bangende Mutter, Bolona, empfängt von Timolaos, dem gutmütigen Spötter, der mit Wunden bedeckt vom Schlachtfelde kommt, Nachricht von den Erfolgen ihres Kindes; er ist die große Sonne, die andern bedeuten nur Sternchen. Im festlichen Zuge nahen die Sieger. Der römische Oberfeldherr Publius Saturninus überbringt den Dank des Kaisers Diokletian an Apelles, den „Herold, Wächter, Feldherrn, Waffenschmied", der aus Knaben Krieger, aus Bürgern Helden schuf und im Bunde mit den römischen Adlern die heimatlichen Grenzen erfolgreich gegen die Perser schützte. Schlicht entgegnet der Gefeierte, das griechische Blut in seinen Adern diene den Musen, daher sei er Baumeister; der Syrer jedoch in seiner Brust gehöre der Königin der Wüste, seinem alten Mutterboden, der nach kümmerlichen Zeiten wieder zu Ehren gebracht

sei. Die demokratische Verfassung, die Apelles im Drange der Not eingerichtet, wird bestätigt; aus der Siegesbeute aber soll der Glücksgöttin ein Tempel erstehen von des Meisters Hand. Die sorgende Mutter beschwichtigt der Ungestüme, der sich am Leben sonnt; der bleiche Nachtgeist bleibt ihm zur Seite — er hat den Kriegern im Lager auf der Leier gespielt, und wen das Lied erfreute, der hörte sein letztes Lied: denn was die singen, die ihn bestatten, das schläft in seinem Ohr. Doch ist Leben noch schwerer als Sterben. Ein lärmender Volkshaufe jagt die Zoë vor sich her; die Christin soll gesteinigt werden. Apelles schützt sie. Als aber Zoë für ihren Glauben Propaganda macht, erklärt ihr jener naehdrücklich, der wilde Schwarmgeist, der jetzt das Reich durchziehe, werde hier nicht Wurzel fassen, Palmyra hänge an den alten Göttern. Glühend in ihrer Überzeugung und in der Bibel wohlbeschlagen, reizt Zoë die Gegner zu wachsender Wut. Als sie auch die Göttertempel angreift, ist's um sie geschehen. Unter flammenden Prophetensprüchen an ihre Feinde sinkt sie von einem Pfeil getroffen nieder. Apelles, von ihrem Schicksal gerührt, trägt die Sterbende in sein Haus. Sie vernimmt noch einmal die Geistermusik aus der Höhle und wiederholt dem tief ergriffenen Meister sein Los:

An der Stirn gezeichnet, wirst du
Wachen ohne Schlaf des Todes.

Der zweite Aufzug findet uns wieder im Haus des Apelles. Mit seiner lebenslustigen Gemahlin, der schönen Römerin Phöbe, ist der Meister zur Gräberstadt hinausgefahren; er will das Gedächtnis der Christin ehren, die vor fast 20 Jahren ihr Leben für ihre Überzeugung hingab. Vieles hat sich seither geändert; der regierende Kaiser will sich taufen lassen, während Diokletian die Christen blutig

verfolgte. Die beiden Freunde des Apelles von der Perserschlacht her haben's weit gebracht: Aurelius Wahballath ist Herr in Palmyra, mit Katzentritt ist Septimius Malku ihm nachgestiegen und sitzt nun auf seinen Geldsäcken. Nur dem munteren Timolaos war das Glück nicht hold; er blieb arm und ist auf's Trinken angewiesen. Dieser verkommene Schöngeist, der sich an allen reibt, bringt den Septimius in Harnisch; in jeden Schlamm habe er die Hand gesteckt, um Gold zu fassen. Beim Trinkgelage, das die Circe Phöbe mit witzigen Einfällen würzt, geht es lustig zu, bis wieder Timolaos sich unnütz macht und der allmächtige Aurelius dem Apelles erregt vorwirft, er habe seinerzeit bei seinen Bauten für die Vaterstadt erheblich mehr Geld verbraucht, als zur Verfügung stand. Aus seinen Mitteln will dieser die Summe, die gedeckt werden soll, aufbringen; „was Apelles schuldet, das soll er zahlen; Haus und Hof fahr hin, der letzte Deut im Sack!“ Phöbe, die sich nach ihrer sonnigen Heimat zurücksehnt, ist verzagt. Septimius weiß sich, ihr Heimweh und den Unmut über das jähe Unglück des Gemahls klug benutzend, bei ihr einzuschmeicheln und ihren aufsteigenden Schmerz zu besänftigen. Apelles überrascht die beiden. Vergeblich bemüht Phöbe sich, sich zu rechtfertigen. Pausanias erscheint als Arzt für die erkrankte, hilfbereite Mutter und zeichnet Mntter und Gattin. Als dann Septimius lockt und Aurelius mit Ausweisung droht, da läßt der Irrstern sich bestimmen, den Gatten zu verlassen. Mit eiserner Energie rafft der Enttäuschte sich wieder empor. „Denk' nicht“, ruft er dem Tod entgegen, „ich könnte wanken, zagen! Dir ins Antlitz ruf' ich das Leben wieder, halt' es fest — und wie Antäos an der Mutter Erde, richt' ich mich stärkend auf an seiner Brust. Ja, ringen, schaffen will ich, Schweiß im Antlitz und Sieg im Herzen!“

Palmyra ist christlich geworden. In Apelles' eigen Haus drang die neue Lehre; sein Weib Persida ist Christin, auch ihre Tochter Tryphena; ihr Bruder Herennianos steht der Christengemeinde vor; selbst Timolaos hat um des lieben Brots willen „den Gänsemarsch in die Kirche mitgemacht“, wenn ihm das Frommsein auch schwer fällt. Die christliche Basilika, welche Apelles, „grau, nicht alt, im festen Bau unsterblich Mark,“ seiner Frau zulieb gebaut hat, ist geweiht. Der Meister empfängt den Dank der Gemeinde zugleich mit der Bitte, sich mit Aurelius, seinem alten Todfeind, den „Jahre und Leiden mahnen“ und der auch Christ geworden, zu versöhnen. Apelles läßt sich dazu herbei, und erhält von ihm aus des Septimius Nachlaß ein Erinnerungsblatt der jung verstorbenen Phöbe, das ihn in lang entschwundene Zeiten versenkt — „die Seelen wandeln sich wie Zeiten; Welle folgt der Welle, Meinung der Meinung, und vom Meer des Lebens umrauscht, ein einsam' Schifflein, tauml' ich weiter“. Nun hat er Persida als Gattin heimgeführt, in der Phöbes verklärter Geist zu wandeln schien; doch der ersten schönen Zeit folgten die Jahre des frommen Eiferns — „die Frühlingstage kehren uns nicht wieder; in unserm Herbstlaub raschelt noch der Vogel, derselbe Vogel ist's, nur singt er nicht“. Persida nutzt die weiche Stimmung, um den Gatten zum Übertritt ins Christentum zu bewegen. Aber Mannessinn, in Geistesfeuer und Schicksalswind gestärkt, ist kein Wölkchen, das ein Hauch verändert! Kunst und Weisheit, seine Göttinnen, würden ihm das Werk der Liebe nicht wehren; „doch wo ich lügen müßte, bet' ich nicht, ich kann das Leben keines andern leben, so auch sein Wort nicht sprechen“.

Wir sind auf den Konflikt vorbereitet. Jamlichus, des Longinus Sohn, der wie sein Vater und wie Apelles dem

Heidenglauben treu blieb, liebt Tryphena, das blühende Röslein, die von ihrer Mutter im christlichen Glauben erzogen ist. Der Onkel will den widergöttlichen Bund nicht gestatten; Persida, an ein Gelübde gemahnt, das sie einst in schwerer Krankheit getan, läßt sich einschüchtern. Die Christin in ihr ist stärker als die Mutter und die Gattin; Tryphena soll ins Kloster wandern, bis sie dem Heiden entsagt. Inzwischen hat Longinus dem Freunde den Herzenswunsch seines Freundes vorgetragen; „frei und öffentlich" will der ehrliche Apelles den Bund der Kinder segnen. Angstverwirrt flüchtet die Tochter zum Vater; der Pöbel verlangt, geleitet von demselben Jarchai, der einst Zoes Tod gefordert, und von Herennianos, die Auslieferung der Widerspenstigen. Wie ein Löwe schützt sie Apelles; die Erregung schwillt an, Jarchai schürt und hetzt. Doch der wilde Alte reißt sich die betörte Gattin vom Herzen, die ihr Kind dem Zorngotte aufopfern kann, und hält sein Blut und Leben fest. Sie weichen zurück. Der Todesengel naht; Persida stirbt gebrochen im Arm des Bruders, während der Meister und sein Kreis das unwirtliche Palmyra verlassen.

In einsamer Gebirgsgegend, wo die Wünsche schlafen, unfern der Palmenstadt, lebt Apelles mit Nymphas, dem jugendfrischen Sohn der verstorbenen Tryphena und dem altersschwachen lebenssatten Longinus. Die anderen alle sind dahingegangen: die Brennessel Timolaos, Aurelius die Kletterranke, Septimius der Goldregen; nur der rätselhafte Meister wandelt noch „wie ein Hirsch bei Tage, wie ein Löwe bei Nacht, unveränderlich wie die Götter". In Palmyra geht es wild her. Julian, der Apostat, ist seinem Onkel Konstantin in der Regierung gefolgt und bewegt die Welt. Vom Perserzug heimkehrend, will er allerorten die Götterbilder wieder aufrichten und den Trotz der Christen

brechen. Nymphas, des Großvaters Trost und Stolz, hat sich mit jungen Palmyranern, an deren Spitze Zabbäos steht, für den Kaiser verschworen im Fortunatempel. Vergeblich sucht ihn Apelles zurückzuhalten; er will die Welt verbessern; sie wird ihn bald genug enttäuschen! „O Kind, was ist die Welt? Sie steinigt heute den und morgen jenen.“ Ergreifend ist die Schilderung von dem Besuch des Pausanias, der sein Adonislied dem entzückten Jüngling zum Verderben spielt und dem Meister damit Entsetzen einjagt. Nymphas stürmt zur Stadt, Apelles, der ihn nicht lassen kann, zieht mit ihm gegen den alten Feind, mit seinem Enkel zu siegen oder zu sinken in edler Tollheit. Dem sterbenden Longinus sagt eine Geisterstimme: der Apostat ist tot! — Eine offene Verwandlung bringt uns rasch in das lärmende Stadtgetümmel. Der Kampf brennt zwischen den Christen, welche Agrippa führt, des Jarchai Sohn, und den Heiden unter Nymphas. Das Gerücht von Julians Fall bringt die Entscheidung. Agrippa, schon verwundet, verletzt den freiheitsdurstigen Nymphas tödlich; in wildem Schmerz ruft Apelles, da er sieht, daß es zu Ende geht, nach dem Tode; unbewehrt bietet er den Feinden die Brust — scheu weichen sie vor ihm zurück, und wer das Schwert nach ihm zückt, der trifft ihn nicht. Den Sterbenden legt er auf dessen Wunsch im Tempel seiner Göttin nieder; — „mein Vater, gute Nacht“. Das Gebäude geht in Flammen auf.

Das Rad der Zeit ist fortgerollt. Die blühende Wohnstätte des Meisters hat sich in einen Trümmerhaufen gewandelt, der Tempel ist eine Ruine, zwischen dessen Gestein Gras und Blumen wachsen, auch die Basilika liegt verödet. Junge Palmyraner begehen das Adonisfest; das alte Lied vom Scheiden und Meiden lockt Apelles herbei, den verwilderten schwermütigen Pilger. Sie erzählen ihm von den

Tagen Julians und von den Patrioten, deren Gräber sie schmücken wollen; auch von einem Rätselwesen aus jener Zeit, das nicht sterben konnte, haben sie dunkle Kunde überkommen. Die Stürme der Völkerwanderung brausen über die Lande — da geht man mit der Zeit und hält sich an die Weisheit des römischen Grabspruches: Ich war nichts, bin nichts; du, der du lebst, iß, trink und scherz' und komm! Sie lassen den Sonderling stehen, der in tiefes Nachdenken versinkt. Er ist lebendig tot; sein Leben, erschlagen, doch nicht begraben, tritt sich auf die Ferse, wie die Nacht dem Tag und dem Herbst der Winter. Er kann nicht sterben und möchte doch zur Ruhe kommen; denn

Nur der kann leben, der in andern lebt,
An andern wächst, mit andern sich erneut;
Ist das dahin, dann, Erde, tu dich auf,
Treib' neue Menschen an das Licht empor
Und uns, die Scheinlebendigen, verschlinge.

Der Sorgenlöser „Pausanias", der müde Häupter auf die Kissen legt und Schmerzen heilt, die anderm Schlaf nicht weichen, hat keinen Teil an ihm; nicht einmal selische Vergessenheit darf er ihm gewähren. Da erblickt er Zenobia mit bleichen Zügen, im Trauergewande. Sie erinnert ihr wieder an seine alte Zoë; auch er ist ihr im Geisterzwielicht schon erschienen, ein Traum der Seele. Apelles ist am Ziel. Des Lebens Rätsel, des Todes Lehre hat er verstehen gelernt — so darf sie dem lang Geprüften die Erlösung ansagen. Lind legt sie ihm die Hand auf die Stirn; „da rinnts vom Haupt zum Herzen, ein selig Stillestehn". In der Ferne klingt das Adonislied, das mahnend sein Leben begleitet hat:

Also wills der ewige Zeus: Du mußt nun
Niedersteigen unter die blühende Erde,
Mußt die dunkle Persephoneia küssen,
Schöner Adonis!

Noch einmal naht Pausanias, und Apelles geht zur Ruh.

Der Grundgedanke dieser tiefsinnigen Dichtung ist, wie sich aus der Skizze ergibt, die Idee der Seelenwanderung, die aber Wilbrandt selbständig fortentwickelt und mit der er das Ahasverproblem auf seine künstlerische Höhe geführt hat. Der indische Volksglaube aller Schattierungen (Veda, Indra, Bramanismus usw.) läßt durch die Metempsychose (Transmigration) die Seelen derjenigen Menschen, welche auf Erden der Erlösung nicht teilhaft wurden, in Tiere, Pflanzen, auch Steine eingehen, bis sie die Höhe der Selbstverleugnung und reinen Anschauung erreicht haben, die sie, befreit von allem Stofflichen, ganz in die Weltseele — das Brahma — versinken und mit ihr vereinigt werden läßt. Der Dichter nimmt die spiritualistische Fassung der Vorstellung, wie sie Herder schon vertreten hat, wieder auf, wenn er Apelles sagen läßt (IV, 2): „Langsam reift der Menschengeist, nicht in einem Leben; um Gott ähnlich zu werden, muß er durch viele und mannigfaltige Gestalten gehen. . . Warum könnt's nicht sein? Wenn ich zuweilen daliege und mir sage: wer war wohl jene Zoë mit dem Geisterblick? Und Phöbe und Persida — wandelte in ihnen Zoës Seele weiter? Und du, mein Nymphas, mein Liebling — hätt' ich auch dich schon gekannt?“ Friedrich Nietzsche, der Prophet unter den Denkern, gibt in seiner dritten „Unzeitgemäßen“ über Schopenhauer als Erzieher folgenden pschologischen Tiefblick zu unserem Problem: „Die tieferen Menschen haben zu allen Zeiten gerade deshalb Mitleiden mit den Tieren gehabt, weil sie am Leben leiden und doch nicht die Kraft besitzen, den Stachel des Leidens wider sich selbst zu kehren und ihr Dasein metaphysisch zu verstehen; ja es empört im tiefsten Grunde, das sinnlose Leiden zu sehen. Deshalb entstand nicht bloß an einer Stelle der Erde die

Vermutung, daß die Seelen schuldbeladener Menschen in diese Tierleiber gesteckt seien, und daß jenes auf den nächsten Blick empörende, sinnlose Leiden sich vor der ewigen Gerechtigkeit in lauter Sinn und Bedeutung auflöse, nämlich als Strafe und Buße. Wahrlich, es ist eine schwere Strafe, dergestalt als Tier unter Hunger und Begierde zu leben und doch über dies Leben zu gar keiner Besonnenheit zu kommen; und kein schwereres Los ist zu ersinnen, als das des Raubtieres, welches von der nagendsten Qual durch die Wüste gejagt wird, selten befriedigt, und auch dies nur so, daß die Befriedigung zur Pein wird, im zerfleischenden Kampfe mit anderen Tieren und durch ekelhafte Gier und Übertätigung. So blind und toll am Leben zu hängen, um keinen höheren Preis, fern davon, zu wissen, daß und warum man so gestraft wird, sondern gerade nach dieser Strafe, wie nach einem Glücke, mit der Dummheit einer entsetzlichen Begierde zu lechzen — das heißt Tier sein; und wenn die gesamte Natur sich zum Menschen hindrängt, so gibt sie dadurch zu verstehen, daß er zu ihrer Erlösung vom Fluche des Tierlebens nötig ist, und daß endlich das Dasein in ihm sich einen Spiegel vorhält, auf dessen Grunde das Leben nicht sinnlos, sondern in seiner metaphysischen Bedeutsamkeit erscheint. Doch überlege man wohl: *Wo hört das Tier auf, wo fängt der Mensch an?* Solange jemand nach dem Leben wie nach einem Glücke verlangt, hat er den Blick noch nicht über den Horizont des Tieres hinausgehoben, nur daß er mit mehr Bewußtsein will, was das Tier im blinden Drange sucht. Aber so geht es uns allen den größten Teil des Lebens hindurch." Unter diesem von Nietzsche entwickelten Gesichtspunkte betrachte man nochmals die Wandelgestalten Zoës: nicht nur Apelles leidet am Leben, das ihn nicht zur Ruhe kommen läßt, sondern ebenso seine

Begleiterinnen, wie es Zoë gesagt wird (I, 4): „Irre wandelnd, vorwärts schreitend“, müssen sie leben, das heißt gebunden an die Bedingungen ihrer jeweiligen Daseinsform. So erleben wir es an Phöbe, die sich selbst ein Rätsel ist in ihrem Wechsel von Liebe, Lust und Reue, an Persida in dem Widerstreit ihrer Gefühle der Tochter gegenüber, an Nymphas, in dem es hin und her reißt, an der trauernden Schattengestalt der Zenobia: die Läuterung ist eine doppelseitige und wechselweise: eins sucht die Gemeinschaft und Hilfe des andern, um von sich selbst erlöst zu werden, bis sie alle ihren Gang vollenden in dem Frieden der letzten großen Rast.

Wilbrandts Meister Apelles ist Ahasverus; der ewige Hellene ist der ewige Jude. Der Dichter hat die Sage vereinheitlicht und verinnerlicht, vermenschlicht und gereinigt. Von grundlegender Bedeutung ist es, daß das verlängerte Erdenleben des Apelles nicht eine Strafe des Himmels ist für einen ungeheuren Frevel, wie bei dem fluchenden und verbitterten Juden der Sage, sondern als sein Schicksal erscheint: als eine in die Form des Willens sich kleidende Ausstrahlung der ungewöhnlich starken Lebenskraft ihres Trägers. Wir wissen: von außen kann diese Lebenskraft durch nichts gebrochen werden, das verbürgt der feierliche Eingang des Dramas. Nur von innen her kann die Kraft sich verzehren. Ahasver ist für Wilbrandt der Mann, der nicht sterben will und der für den Tod danken lernt. Sodann: Ahasvers räumliches Umherwandern durch die hohen und niederen Kulturen der Welt schwächt, wie wir mannigfach beobachten konnten, die dichterische Kraft des Gedankens nach und nach ab: das entsetzliche Wandern durch die Zeit, ohne Ziel. Wilbrandt läßt darum mit feinem Verständnis seinen Apelles nur durch die Zeit wandern nicht aber durch den Raum. Der Fünf-

akter spielt sich in und um Palmyra ab. Schon Mosen hatte diese heimatliche Verknüpfung Ahasvers mit seinem Boden versucht, auch Eugen Sue schwebte das vor. Nur einmal ist Apelles längere Zeit von Palmyra fern, und diese Abwesenheit liegt zwischen den beiden Akten drei und vier, also nicht in der Darstellung selbst. „Der Mensch erfaßt einmal in seiner Entwicklung den Tod und erschauert vor ihm, er kämpft gegen ihn an mit einem Gedanken vom unendlichen Leben; dies überlebt sich in sich, stürzt gerade in seiner kühnsten Spitze nach innen zusammen; und was nur geschaffen wurde, um den Gedanken vom Tode abzulenken, lenkt ihn milde zu ihm zurück und versöhnt mit ihm.“ Der Tod ist bei Wilbrandt weder furchtbar noch erstrebenswert, sondern er ist notwendig; Pausanias ist der Ordnungstifter, er löst das Verworrene. Ohne neue dramatische Spannung geht der Lebenshungrige in die Grabesruhe ein, ein mit Leben und Tod ausgesöhnter Mensch. Apelles erklärt:

> Der Jude von Jerusalem, er ist
> Nur eine von den wechselnden Gestalten,
> Womit ich folge den Jahrtausenden.

Noch auf eins mache ich aufmerksam. Der Dichter zeigt eine bewundernswerte Fähigkeit, konkrete Gestalten und Geschehnisse mit typischer Bedeutung zu umkleiden und zu füllen. Alle Menschengruppen nehmen im Meister von Palmyra Stellung zur Religion: Phöbe, die welttrunkene Römerin, die am Schlusse ihres vergeudeten Lebens Einkehr hält; Persida, der Typus der katholischen Frömmigkeit mit ihrer Priesterherrschaft und Weltflucht; Herennianos, der überzeugte, aber herzlose orthodoxe Geistliche; Jarchai, der ungebildete, fanatische Proselyt; Zoë, die herzensreine enthusiastische Christin, und Zenobia, die stille Träumerin; Nymphas, der mutige Heidenjüngling, und sein Gegenbild

Agrippa, der Typus der Kreuzfahrer; der gesinnungslose Timolaos, der Parasit mit der Beamtendevise: was gemacht werden kann, wird gemacht, und neben den waschechten Römern Septimius, dem „Crassus“, und Aurelius, dem „Pompejus“ — die beiden Freunde: Longinus und Apelles, die in ihrer heidnischen Religion wurzeln und weit entfernt, in groben Fetischismus zu sinken, ihre Naturreligion vertieft und begeistert durch's Leben hintragen. Schließlich sei noch Bolona erwähnt, die Vertreterin jener formlosen, warmen Herzensfrömmigkeit, die in der treuen Pflichterfüllung im kleinen ihr Zeremoniell hat, und das liebende Paar Jamlichus und Tryphena, in denen Naturtrieb und Anerziehung in je entgegengesetzter Richtung miteinander ringen.

Außerordentlich fein ist das Hereinragen der geistigen Welt in unsere Erdenwelt auf Hintergrund und Umgebung abgestimmt. Realismus und beschwingte Mystik, Jenseitigkeit und Diesseitigkeit, Religion und Kultur erscheinen zu innigem Bunde vermählt. Soll ich die Summa des Ganzen ziehen, so möchte ich meinen Eindruck poetisch so formulieren:

Menschlein, bist ein Teil des Ganzen;
Auch dein Geist ist nur ein Quentchen
Einer vollen Geisteseinheit —
Stückwerk, Stückwerk, nichts als Stückwerk! ...
Doch nicht lähmen soll's die Schwingen:
Bist zu hohem Wert berufen;
Denn du bildest eine Stufe,
Die die Menschheit höher trägt!
Immer neu schafft sich die Formen
Unser hehrer Meister weise
Und durchstrahlt mit seinem Geiste
Sie wie vielfach buntes Glas;
Und wir sollen ihn verehren
In den farb'gen Menschengläsern,
In den besten ihn auch lieben.

Also springt von Form zu Formen
Dieser Geist des ew'gen Lebens.
Klein dein armes Ich; nur eine
Form magst fassen du und füllen;
Ewigkeit birgt nur die Gottheit.
Doch in mannigfachen Weisen,
Die dein Ich umkleiden können,
Wird es reich und weit und lichtklar,
Endlich selbst ein Teil des Lichts.
Schaue hier des Lebens Rätsel,
Lerne hier des Sterbens Trost:
Beug' dich tief, sei hoch erhoben;
Daß du nur ein Menschenkind bist —
Aber daß ein Mensch du bist!

* * *

Robert Buchanans Epos: The Wandering Jew (London 1893) gibt sich als Christmas Carol. Der ewige Jude ist hier Christus selbst. Auf einem Berge steht er vor der Menschheit, die ihn richtet. Er hat nicht erfüllt, was er den Menschen verheißen. Alles Unglück im Gefolge des Christentums steht wider ihn auf: die Märtyrer, der Familienzerfall, die gestürzten Götter der Antike und die Türkenkriege. Christus hat der Welt den Frieden genommen. Visionär ist die Einrahmung: Das lebendige Wasser der Menschheit schwillt an und klagt an. Gott hat seinem Christus nicht geholfen. Die Zeugenaussagen vor dem Weltgeist gehen herüber und hinüber — Moses und die Propheten, Mohamed, Buddha, Pilatus stehen gegen Johannes und Paulus, die Marien und die Jünger Jesu, die an ihn glauben und das Reich der Herrlichkeit von ihm erwarten. Der Beklagte selbst aber bekennt: mein Leben war eine Lüge. Das Volk fordert erregt, Christus solle nochmals sterben, seine

Gläubigen beschwören ihn: offenbare dich und schließ den Himmel auf. Er betet zum Vater, der Himmel bleibt stumm. Er hat das Leben der Welt versprochen — und der Tod hat regiert. So nimmt er das Kreuz, durch die Jahrtausende zu wandeln als ein Schemen der Gottheit. Als Probe der eigenartigen Erfassung unseres Themas durch den englischen Dichter hebe ich den Schluß heraus (XIX und XX):

Then, pointing with dark finger thro' the gloom
On him who stood erect with hoary head,
The Judge gazed down with dreadful eyes, and said:

'Ere yet I speak thy Doom that must be spoken
Before the World whose great heart thou hast broken,
Hast thou another word to say, O Jew?'

And the Jew auswer'd, while the heavenly blue
Fill'd like an eye with starry crystal tears,
'Far have I wander'd thro' the sleepless years —
Be pitiful, O Judge, and let me die!'

'Death to him, Death!' I heard the Voices cry
Of that great Multitude. But the Voice said: 'Nay!
Death that brought peace thyself didst seek to slay!
Death that was merciful and very fair,
Sweet dove-eyed Death that hush'd the Earth's despair,
Death that shed balm on tirèd eyes like thine,
Death that was Lord of Life and all Divine,
Thou didst deny us, offering instead
The Soul's fierce famine that can ne' er be fed —
Death shall abide to bless all things that be,
But evermore shall turn aside from thee —
Hear then thy Doom!'

He paused, while all around
The Sea of Life lay still without a sound,
And on the Man Divine, Death's King and Lord,
The sacrament of heavenly Light was pour'd.

'Since thou hast quicken'd what thou canst not kill,
Awaken'd famine thou canst never still,
Spoken in madness, prophesied in vain,
And promised what no thing of clay shall gain,
Thou shalt abide while all things ebb and flow,
Wake while the weary sleep, wait while they go,
And treading paths no human feet have trod —
Search on stil vainly for thy Father, God;
Thy blessing shall pursue thee as a curse
To hunt thee, Lomeless, thro' the Universe;
No hand shall slay thee, for no hand shall dare
To strike the godhead Death itself must spare!
With all the woes of Earth upon thy head,
Uplift thy Cross, and go. Thy Doom is said.'

* * *

And lo! while all men come and pass away,
That Phantom of the Christ, forlorn and grey,
Haunteth the Earth with desolate footfall ...

God help the Christ, that Christ may help us all!

* * *

Nur mittelbar mit dem Ahasverstoff verbunden zeigt sich der Einakter des Holländers Hermann Heijermans „Ahasver“*) (1893). Heijermans hat mit diesem dramatischen Bilde seinen ersten Erfolg errungen auf dem Gebiet der jüdischen Milieuschilderung, die seither in seinen Novellen und Dramen den Hauptplatz einnimmt. Wir sind im Innern Rußlands, auf einem kleinen Gehöft in der Nähe von Nishnij Nowgorod, bei strenggläubigen Juden, die einer Judenverfolgung zum Opfer fallen. Der Großvater ist ermordet worden und die Großmutter wurde darüber schwachsinnig; sie verbringt ihr armseliges Leben zumeist am Kamin, auf dem ein Licht brennt zur

*) Reclams Universalbibliothek No. 4615.

Erinnerung an den Gemordeten. „Licht, schönes Licht“, stammelt sie von Zeit zu Zeit. Am Tage, bevor die Handlung einsetzt, ist wieder ein Anfall auf das Häuschen verübt worden; während von draußen der Ruf erscholl: „Holt sie raus, schlagt sie tot, die Juden!“ ist der einzige Sohn des Hauses, Petruschka, aus dem Hause geflohen. Nun ist Sabbatabend und der junge Mann ist noch nicht zurück. Schneesturm wütet; da kommt der Pope und teilt der Mutter mit, daß der Sohn aus Furcht vor der Verfolgung sich habe taufen lassen. Bevor die Mutter dem Vater das Entsetzliche ansagen kann, betritt Petruschka die Schwelle des Elternhauses, dem er abtrünnig geworden ist. Der Vater schließt den Sohn in die Arme, glücklich, ihn wieder zu haben — „nun ist ja alles wieder gut, was für ein gesegneter Sabbatabend!“ Die Familie sitzt bei der Sabbattafel — da stürmen Kosaken zur Türe herein, um die Juden als Fremdlinge aus dem Hause zu jagen. Nur Petruschka dürfe bleiben, proklamiert der Anführer, er sei ja nun Christ. Der Vater ist fassungslos. Er stürzt sich auf den Apostaten, und als er den Übertritt aus seinem Munde bestätigt erhält, schleudert er dem Verräter am Väterglauben die heißesten Flüche entgegen. Die Eltern werden fortgewiesen — sie sind der Ahasver, der keine Rast finden kann für den müden Fuß, weil der Fluch des Judentums auf ihm lastet, irrend von Land zu Lande, Petruschka bricht unter der Verwünschung zusammen. Zitternd verlöscht das Lichtlein bei der schwachsinnigen Alten.

* * *

Georg Gottfried Gervinus hat sich in seiner Selbstbiographie (geschrieben 1860, veröffentlicht 1893) zu der ursprünglichen Absicht bekannt, seine Philosophie der Ge-

schichte in das Gewand einer Dichtung vom Ewigen Juden zu kleiden. Hatten sie nicht auch zu ihm gesagt, dem Mitunterzeichner der Protestation der Göttinger Sieben gegen die Aufhebung der Verfassung in Hannover (1837): Du sollst wandern von einem Lande zum andern?! — Und Theodor Oelkers regte in seinem nicht eben hervorragenden Roman „Prinzessin Marie von Oldenhoff oder Der ewige Jude“ (1848) den originellen Gedanken an, sämtliche Universitäten der Welt sollten auf Ahasver fahnden, um ihn der Reihe nach als Professor der Geschichte anzustellen . . .

* *
*

Auf katholischem Boden erwuchs in eigenartiger Erfassung des Problems das epische Gedicht „Der ewige Jude“ von Josef Seeber.*) Ahasver ist hier der Vertreter des altgläubigen Judentums, das seine nationalpolitische Anschauung vom Messias bewahrt hat nnd folgerichtig Jesus als Messias verwirft. Als Typus dieses Volks kann Ahasver erst nach dem Auftreten des Antichrists zur Ruhe kommen, von dem in einigen recht unklaren Stellen des Neuen Testaments allerhand Wunderliches orakelt wird. Als unbedingt bibelgläubiger Katholik bemüht sich Seeber, die Tätigkeit seines Ahasver mit dem Wirken des Antichrists in organische Verbindung zu setzen. Seine epische Erzählung beginnt mit den Ereignissen der letzten Tage der antichristlichen Weltherrschaft nnd endet mit ihrem Sturze durch den wiederkehrenden Weltrichter Christus. Der Name Sotér, der in Seebers Dichtung eine wichtige Rolle spielt, ist eine symbolische Benennung des Antichrists, in dessen geheimnisvolle Persönlichkeit der fromme Spürsinn der

*) Herdersche Verlagsbuchhandlung, Freiburg i. Br., 1905, achte und neunte Auflage; zuerst erschienen 1894.

alten Christen mit Hilfe der Zahlenallegorie (in den antiken Sprachen haben die Buchstaben zugleich Zahlenwert) einzudringen versuchte. Nachdem vor Ahasvers Augen die erträumte Messiasherrlichkeit in nichts zerronnen und alles, wofür er kämpfte, seinem Volke nur zum Unheil geraten ist, ist er der Verzweiflung nahe. Eine Irre geleitet ihn zu den Christen. Der Kranke wird Christ, der letzte Papst tauft ihn! In den 17 Gesängen von verschiedener Ausdehnung lebt eine Bildkraft, die auf ihrem Boden der Gesamtanschauung mehr als einmal den Leser zu ergreifen weiß. Zu einer Dichtung großen Stils jedoch fehlt es dem Verfasser vor allem an der Freiheit gegenüber der Bibel und der katholischen Tradition über die Bibel.

Einige Proben. Die Burg Sotérs. Ahasver kommt. Erwartend steh'n

Des Reiches Würdenträger und die Fürsten
Der fremden Völker, die Sotér bezwungen.
Sie bücken tief sich alle vor dem Kanzler
Und tiefer noch vor Ahasver, der stolz
Und fast verächtlich nickt. Ein Glockenschlag,
Dann öffnet sich die hohe Flügeltür:
Von Königen geleitet, naht Sotér,
Gehüllt in weiße, wallende Gewänder,
Ein dreifach Diadem auf seinem Haupt;
Es glänzt im Feuer seiner Diamanten
Der große goldne Stern auf seiner Brust.
Bei seinem Anblick wirft die Höflingsschar
Anbetend sich zu Boden, dreimal beugen
Die Könige, die Fürsten sich vor ihm,
Indes er langsam, würdevoll die Stufen
Hinan zum goldgetriebenen Hochsitz steigt.
Doch stolz erhob'nen Hauptes naht dem Thron
Sich Ahasver und nickt nur leicht zum Gruß:
„Erhab'ner Herr! Die Huldigung des ganzen
Von mir besiegten Erdteils bring' ich dar;

Soweit die Menschheit ihren Fuß gesetzt,
Erkennt sie keinen König außer dir.
Vernichtet hat der Herr in seinem Grimm,
Die wider den Gesalbten sich erhoben;
Zertreten ward der alten Schlange Brut:
Es atmet frei kein Christenhund im Lande,
Am Boden liegt das Kreuz, kein Götzentempel
Verbirgt der Priester heuchlerische Schar;
In Ketten kommt er selbst, der Widersacher
Des Lichts, der Freiheit und der Wissenschaft,
Der letzte Papst, du wirst ihn selber richten."

.. Ahasver liegt schwerverwundet und erblindet in der Grotte von Engaddi. Der Papst in Person pflegt ihn. Gott hat ihn aus den schrecklichen Katastrophen am Leben erhalten,

Daß du noch sühnen kannst, dich und dein Volk
Zur Wahrheit und Erkenntnis führen darfst.

Sie haben nicht nur einen beliebigen Juden, der sie verfolgte, in christlicher Feindesliebe in ihre Pflege genommen, sondern den Todfeind ihres Herrn und seines Volkes; erschüttert von ihrer Güte lüftet er das Visier:

Du kennst nicht deinen Feind, du greiser Tor;
Du wähnst, ich war der Führer nur im Kampf,
Der dich und deinen Thron hinweggefegt;
Denn wüßtest du, bei wessen Bett du sitzest,
Wer der ist, dessen Hand du hältst und drückst,
Du würdest schaudernd dich, wie von der Viper,
Der giftgeschwoll'nen, und mit Abscheu wenden.
Ich will's dir sagen, höre gut, und dann
Vernichte mich wie das Reptil am Weg'!
Ich bin der Haß, der ewig neugebor'ne,
Jahrtausend' alte Haß des Judenvolks,
Das Gott zu seinem Sohne sich erkor.
Indes er all die Kinder andrer Stämme
Von seiner Vaterbrust ins Elend stieß.

Vor unserm König soll die ganze Welt
Der nied're Schemel seiner Füße sein:
Dies ist das Erbe, das die großen Väter,
Das Abraham und Jakob uns vermachten,
Und das ich durch Jahrhunderte bewahrte.
Einst schien die große Zeit für uns gekommen:
Als Knabe hört' ich's in den Tempelschulen,
Die Woche sei, die Daniel berechnet,
Der große Seher, endlich abgelaufen:
Aus Jakobs Haus erhebe sich der Stern,
Ein starkes Reis entsprosse Davids Stamm,
Das Gott zur Rute schneide für die Römer,
Die zornesmächtig unser Volk bedrückten.
Und sieh, aus Galiläa kam ein Mann,
Der Nazarener, euer Gott, du Christ,
Und zog durch unser Land mit neuer Lehre.
Wir horchten auf, sehnsüchtig nach dem Christus,
Dem lang verheiß'nen; spähend forschten wir
Nach dieses Mannes Herkunft und Benehmen;
Ich war die Seele der Gesetzesfrommen,
Der Pharisäer, wie das Volk sie nannte,
Mit Leib und Leben gern bereit, dem Christus
Den Weg zu bahnen auf der Väter Thron.
Und wirklich schien der Sohn des Zimmermanns
Im unscheinbaren Kleid der Zukunft Fürst;
Er wandte sich wohl nicht, wie wir gehofft,
An uns, die wir auf Mosis Lehrstuhl saßen,
Doch wirkte seine Hand das Manna-Wunder,
Durch das nach unsrer Lehre der Messias
Als Gottgesandten sich erweisen sollte;
Wir boten freudig ihm den Königsreifen,
Er schlug ihn aus; wir folgten ihm und prüften
Sein Tun und Lehren und erkannten bald,
Daß ihm das heilige Gesetz des Herrn
Als Spielball galt, nicht als der feste Pol,
Um den der Menschen Tun sich drehen muß
Für alle Zeit. — Ich hielt's ihm offen vor,
Er aber ließ den Kampfesruf erschallen
Und schalt die Meinen als die Rechtsverdreher,

Als Heuchlerbrut und übertünchte Gräber
Und zog das Volk von unsern Lehren ab.
Lang trieb er's so, durch List und Höllenkunst
Gewann er rasch die willenlose Menge.
Mir blutete das Herz, daß alles Volk
Für diesen Einen ins Verderben rannte;
Es wuchs der Haß und ward zum Riesenbaum,
Der mit den Wurzeln mir das Herz umschloß. —
Doch wären wir ohnmächtig wohl geblieben,
Wenn nicht der Nazarener sich vergessen
Und keck in des Triumphes Hochgefühle
Den Heiden seine Gunst geboten hätte.
Nun schlug die Stimmung rasch und gründlich um.
Der uns vom Römerjoche nicht befreien,
Zum Herrn der Welt mein Volk nicht machen wollte,
Der Mann, der Heiden mehr als Juden liebte,
Der konnte nicht der echte Christus sein!
So ward er unser. Meinem Haß gelang's,
Die Schwankenden und Zweifler zu gewinnen;
Ich war's, der Grimm und Wut im Volke schürte,
Daß dieses zornig rief: „Ans Kreuz mit ihm!"
Ich war es, der den stolzen Römer zwang,
Zu wählen zwischen ihm und seinem Kaiser;
Und als der Feige sich die Hände wusch,
Da rief ich laut, mein gutes Volk mit mir:
„Es ström' auf uns herab und unsre Kinder
Des Frevlers Blut, der sich zu Gott gemacht."
Er kam ans Kreuz, und daß die letzte Stunde
Des Nazareners doppelt qualvoll ward,
Ich trug dazu mein Scherflein redlich bei. —
Sieh, Mann, hier liegt des Nazareners Mörder,
Ich bin in deiner Hand und fleh' dich an:
Gib mir den Tod! — O hast du nicht genug?
Du zauderst noch? So magst du weiter hören,
Und wenn in deiner Brust der Haß nicht zündet,
Die Rache nicht in heller Flamme loht,
So trägst du keines Mannes Herz in dir,
Des Nazareners Name, den du führst,
Ist nur ein Aushängschild; du bist kein Christ!

O könnt' ich doch nur einen heißen Tropfen
Von meinem Haß in deine Seele träufeln! —
Sein Feuer hielt mich aufrecht bis zur Stunde.
Was wider jenen Mann am Holz der Schmach
Und wider seine Jünger je geschah,
Ich war es, der mit haßgestärktem Atem
Den Sturm entfachte, dann das Feuer blies;
Der rastlos durch Jahrtausende mein Volk
Und alle Welt zum Riesenkampfe hetzte,
Bis endlich auch das letzte Bollwerk fiel
Und meine Faust der Kirche Felsen brach.
Sieh diese Hand: es klebt das Blut daran
Von Millionen Christen; sieh den Fuß:
Ich trat mit Wollust stets auf deine Brüder;
Mein Leben war und jeder Hauch des Mundes
Durchglüht von Haß und Ekel gegen sie:
Was willst du mehr? Jetzt magst du triumphieren
In deinem Elend noch, das ich verschuldet, —
Gib mir den Tod, den ich vergeblich rufe!"

Der Blinde sank erschöpft zurück aufs Lager,
Und eine Perle fiel vom Aug' des Papstes,
Ein heißer Tropfen auf des Juden Hand:
Du wirst nicht sterben, eh' dein Auge schaut
Das Heil der Völker, und der Weihebronn
Der Taufe sühnend deinen Scheitel netzt!
Gott sei mit dir! — Ein steuerloses Schiff,
Bald himmelhoch, bald abgrundtief geschleudert,
Erbebt sein Herz.

In einer versteckten Grotte der Katakomben empfängt Ahasver im Beisein der Kreuzritter die christliche Taufe und den Taufnamen — Paulus, da er ein Saulus gewesen sei ... Der „Apostel seiner Brüder" wird von den Rittern mit Bruderkuß als Freund begrüßt.

Doch sehnend streckt' er
Noch einmal seine Hand zur heil'gen Lade;

Da nahm der Papst von ihr des Aaron Stab
Und gab ihn dem Getauften. — Sieh, das Reis
Durchdringt ein neues Leben, Zweige sprossen
Und zarte Blätter brechen schon hervor:
Jetzt steht der Stab in Blüte, süßer Duft
Erfüllt die Kammer und der Männer Herz.

Ahasversage und Tannhäusersage fließen zusammen. Dann endlich kommt die letzte Stunde: Ahasver, der Alte, entschlummert friedlich „zum Fuß des Kreuzes. Sein Herz ist still, der müde Pilger schläft, und sel'ger Friede ruht auf seinem Antlitz".

* * *

Der Elsässer Fritz Lienhard zeichnet in seinem Ahasver (1901) das Problem als den Gegensatz zwischen Diesseitsstolz und Jenseitssehnen, zwischen materialistischer und frommer Weltanschauung. Ahasver einerseits, seine Kinder Johannes und Veronika andererseits sind die Träger; jener strebt nach schrankenloser Macht, diese sind ergriffen von Liebe zu dem Erlöser. Ahasver stirbt nicht, er ist lebendig in dem modernen materialistischen Sinn der Zeit — doch auch die beiden andern sterben nicht aus, die jubelnd bekennen, daß sie Kinder der Sonne sind. Eine Versöhnung scheint vorübergehend möglich, doch schließlich stehen sich die beiden Weltanschauungen unversöhnlich gegenüber.

Der erste Aufzug zeigt Ahasver in Jerusalem, am Todestage Christi. Es liegt etwas Schweres, Schwüles in der Luft; der stattliche langbärtige Greis legt die Gebetsriemen um und ruft Jehovah an um Macht gegen alle Feinde des Gottesvolks, um dreimal Macht! Sein Sohn Johannes soll in die Stadt laufen und erkunden, ob etwas über Nacht geschehen ist. „Sterne und Meteore fallen über Nacht —

wer weiß, welch ein Stern gefallen sein mag in dieser Nacht.“ Der Jüngling erschrickt — da drängt lärmend der Volkshaufe vor des Hohepriesters Palast. Ahasver bricht in Jubel aus: „Passah! Passah! Passah! Sonne Jehovahs, wirf einen Kranz auf die Zinne des Tempels. Denn der Tempel Jehovahs steht!“ Der Sohn soll zu Kaiphas eilen, dem Hohepriester, und ihm sagen: Mein Vater Ahasver, der bescheidene und fromme Schuhhändler, Ahasver, der den Tempel liebt und die Gesetze achtet, Ahasver, der Pharisäer und Hohepriester Freund, grüßt dich, Kaiphas! Siehe mein Vater Ahasver hält sein Ohr her und fragt dich: Habt ihr — den — den, der den Tempel nicht liebt und die Gesetze nicht achtet?! Und sagt Kaiphas: ja, mein Sohn, wir haben — ha, so falle du auf deine Knie und küsse des Kaiphas Schuhe und sage ihm: So läßt mein Vater Ahasver sein Haus bekränzen und Flötenbläser und Musikanten rufen, denn so voll Freude ist Ahasver, der den Tempel liebt und die Gesetze achtet! Hinaus mit dir so rasch, daß die Morgenhunde auseinander stäuben und deine Sohlen rauchen. Wir haben ein Passahlamm! — Nikodemus tritt auf Ahasvers Hausdach und berichtet trauernd von Jesu Gefangennahme und von seinem Prozeß, indes der Alte kaum seine Freude bezähmen kann. Sobald er alles Wünschenswerte weiß, spritzt sein Gift heraus: Gottes Volk braucht Haß und Macht, um sich inmitten der Völker zu behaupten. Wer Jsrael das Gesetz nimmt und ihm von Liebe spricht, wie der Nazarener, der ist sein Feind. Denn der entzieht ihm die Fundamente seiner Existenz. Ruhig und sinnig faßt Nikodemus Jesu Lehren in einige Sätze — Ahasver knirscht vor Wut, wenn er des Tages sich erinnert, da ihn Jesus auf seine kniffliche Frage voll Pharisäerbosheit mit einfacher Klarheit beschied und ihm so überlegen heimleuchtete. Ahasver hat zeit-

lebens im Gesetz geforscht, das ihm voller Rätsel blieb: so haßt er den Mann des Friedens, der in die Tiefen blickt und die Wahrheit ist und das Leben!

Ahasvers Kinder kommen bestürzt heim: sie haben den Nazarener zur Schädelstätte abführen sehen. Durch eine Dienerin, die der Meister heilte, haben sie, trotzdem des Vaters Verbot sie von Jesus selbst fernhielt, von seinen Sprüchen und Wundern gehört und sind seine Jünger geworden. „Nie werden wir lassen von dem Manne, den wir erkannt haben als das Licht der Welt.“ Ahasvers Glück bricht jählings zusammen: der Mann, den er im Hohen Rat mit verurteilte in geheimer Sitzung, raubt ihm sein Herz, stärker als er! „Hat mir eure galiläische Mutter Mischlinge ins Haus geworfen? Ist mir denn aus meiner eigenen Lende der tödlichste Feind erwachsen? Ich hab' verloren!“ Sie führen den Kreuzträger an Ahasvers Hause vorüber zur Hinrichtung. Ahasver schleudert ihm Hohnworte ins Gesicht — Veronika, aber, seine Tochter wischt ihm mit ihrem Kopftuch den Schweiß vom Antlitz und empfängt für diesen Liebesdienst das Bildnis des Dulders auf ihr Tuch. Ahasver hat einen Blick von dem Nazarener erhalten, an dem er tragen wird sein ruheloses Leben lang. Er hat verspielt. Nikodemus meldet den Selbstmord des Verräters; Johannes und Veronika, die sich öffentlich zu dem neuen Meister bekannt, verlassen ihren Vater, den die Rachegeister besessen machen: „Ich bin nicht mehr Ahasver, ich bin ein Dämon! Seht mich an, wie ich mich aufrecke gleich einem Turm und dahinwandle über Land und Gewässer! Hinauf mit euch nach eurem Golgatha und noch höher hinauf, ihr Kinder des Lichts! Webt euch Gewänder aus Sonnenflammen, bestürmt diesen Stern des Grames und sehet zu, ob ihr uns heimerobert dem Lichte! Ich aber — ich suche mir eine Höhle des

Libanon, ich will wühlen und suchen in Kräften der Erde, in Staub und Scholle, Not und Nacht, bei Wurm und Molch, bis ich von dort herausbreche und in Krallen halte diese Erdscheibe, wie es uns verheißen hat der Gott Jsraels, bis mein ist die Summe der ganzen Welt — mein! Hört mich, Dämonen der Luft! Und ob es gleich währe tausendmal tausend Jahre — leben will ich, bis ich aus eigener Kraft mir errungen habe Macht, Macht, Macht!" — —

In zwei Aufzügen erzählt der zweite Teil von Lienhards Dichtung von Ahasver am Rhein. Gegenwart. Ahasver ist ein berühmter Vertreter des Materialismus, etwa ein Ernst Haeckel in Jena. Er arbeitet ein langes, zähes Leben an der Aufdeckung des Lebensgeheimnisses. Der Leib will auseinanderfallen, doch der eiserne Wille hält ihn fest bei sich; das Lebenswerk darf nicht vergeblich sein, damit die Dunkelmänner nicht über ihn triumphieren. Er hat auf seinen Sohn Erich gehofft, den er vor drei Jahren auf eine große Weltreise ausschickte, um die natürliche Abstammung des Menschen durch Beobachtung und Vergleichung zu erhärten. Aber Erich hat in Indien die Tochter eines Missionars liebgewonnen; Hildegard ist sein Weib geworden. Sie kehren zur Heimat zurück — der Professor aber sieht sich in seiner Altershoffnung bitter getäuscht. Der Sohn wird sein Werk nicht nur nicht vollenden: er wird es bekämpfen. Erich ist jener Johannes, seine Hilde die Veronika aus grauen Tagen; in wirren Träumen ahnt der Professor den Zusammenhang und seinen eigenen unseligen Zustand. Es erscheint mir als ein Mangel dieses in der Gegenwart sich abspielenden Zweiakters, daß Ahasver in seine Situation verstrickt ist, wie der Inder in die einzelnen Inkarnationen seiner vom Karma über ihn verhängten Seelenwanderungen. Er war früher der jerusalemische Schuster und ist jetzt Professor in Heidelberg

oder Köln — dazwischen muß notwendig der Todesdurchgang für ihn liegen. Peinlich berührt auch das ziemlich deutliche Hinzielen auf Haeckel, dessen edle, idealistische Lebenshaltung doch ein recht ungeeignetes Paradigma abgibt für den Christushasser Ahasver —! Sein Wahlspruch heißt: Wissen ist Macht; die Kinder legen ihm nahe: Liebe ist Macht. Seltsam ist auch, daß der Professor, also Ahasver am Rhein, in der Gestalt seines Assistenten Dr. Laban einen gemeinen Betrüger im Laboratorium um sich hat, der verhetzende Artikel gegen ihn schreibt, unter dem Bruch des ungeteilten Vertrauens, das ihm der Gelehrte entgegenbringt. Blaß bleibt die Gestalt des Hausverwalters Jakob, die nur zu einem lebenden Bilde benutzt wird (Jakob-Nikodemus). Am Tage hält der Geist des Professors scharfe Wache; doch des Nachts in seinen Träumen meldet sich „das verfluchte deutsche Gemüt, das niederträchtige metaphysische Bedürfnis, das uns Deutschen im Blut sitzt. Es ist das religiöse Gemüt, das ich niedergerungen habe in harter sachlicher Beschäftigung mit Zahlen und Dingen — wenn es nun dennoch wäre, wenn jenseits dieses Laboratoriums, jenseits unserer allerfeinsten Instrumente, jenseits unseres Gehirns, jenseits von Zeit und Raum, eine unbegreifliche Fülle von Leben wäre — Möglichkeiten, Zustände, Geister — Gott!" Zwei Gruppen von Menschen kennt Ahasver: die Starken, die wuchtig auf dem Felsen stehen, die ihre Krallen einschlagen in die Welt des Sachlichen, und die luftigen Träumer. Die Materialisten, Immoralisten, Atheisten, und die Idealisten. „Sie haben sich bekämpft seit Kain und Abel. Kain war ein Mann, Abel ein Kindskopf. Kains Rauch ging schwer und schwarz an der Erde hin — Abels Rauch zerflog in alle Lüfte." Seine Kinder wollen ihn mit ihrer Liebe warm umhegen, um „den Dämon Haß, den Dämon Unstete, den Dämon Nimmer-

satt“ auszutreiben, wie man ehedem in Deutschland den Winter ausgetrieben hat. Umsonst; der Professor hat keinen Sohn mehr, wenn Erich seinen Materialismus nicht teilt. Er hat zeitlebens nur seine Arbeit gekannt, das Weib an seiner Seite ist darüber verkümmert, dem Jungen hat er seine Jugend verdorben. Erich fordert von der königlichen Wissenschaft sein Menschentum zurück. Das klingt allerdings etwas grün, wie die couplethafte Einlage des sentimentalen Pfingstgedichts ein Lächeln im Leser erzeugt, auch wenn er kein Monist ist, wie der Professor.

Ahasver hört in seinen schweren Fieberträumen seinen Namen, den die Lurlei in die Lüfte seufzt. Er sieht greifbar vor seinem geistigen Auge jenes Bild auf dem Dache in Jerusalem — „ist keine Sprache zwischen mir und euch? Ich kann nicht kommen, denn meine Füße sind schwer, so schwer! Ich bin angekettet an diesen Erdball, siehe, ich kann mich nicht heben aus den vieltausend Rätseln der Erde. Bleibt! Habt Mitleid! Laßt mich nicht zurück in dieser Nacht! Muß ich denn leben, bis die Erde vergeht? Ich will nicht leben!“ Laban, der von Erich entlarvte Lump, kommt ins Laboratorium gestürzt: Herr Professor, da unten ist der Rhein! Ahasver tobt: „Ich bin Ahasver, meine Zeit ist wieder um! Hinab mit uns! Doch morgen komm' ich wieder! Ewig wieder! Ich bin Ahasver!“

* * *

Otto Julius Bierbaum hat unter den verliebten, launenhaften und moralischen Liedern, Gedichten und Sprüchen, die seinen „Irrgarten der Liebe“ *) ausmachen, auch ein barockreligiöses Gedicht: Golgatha. Einem frommen Beter, der vor dem Kruzifixus sich erbaut, zeigt Ahasver

*) Berlin und Leipzig, Schuster und Löffler und Inselverlag, 1901, Seite 221—226.

in Visionen das unsägliche Leid, das die in die Welt bringen, die sich zur Gemeinde der Christen bekennen. Der ewige Jude deutet Jesu richtendes Wort als Ausfluß giftigen Hasses.

. . . Ich höre Vogelsingen.
Die Luft ist lau.
Im Korne geht die Sense.
Friede! Friede!

Ein unermeßliches Feld,
Ein sagenschweres Meer von windbewegten goldenen Halmen.
Tausend Sichler mähen im Schwung.
Hebe dein Haupt! Sieh, da ist Golgatha!

Mitten aus goldenem Garbenberg das Kreuz.
Ein stumpffinsterer Mann,
Eine Peitsche in Händen,
Daran gelehnt.
Sein Blick
Mustert über die gebückten Rücken der Mäher.
Und über ihm der gepeinigte Leib der Liebe.
Christus!

Da seh ich sein Auge,
Schmerzdurchstiert,
Dunkelbraun,
Weit offen,
Hoffnungsleer.
Und seine Lippen öffnen sich.
Schwarzes Blut entquillt dem Munde und ein Wort:
Haß!

Willst du noch beten?

Schnee knirscht wieder unter meinem Schritt,
Und wieder saugt mein Leben der Nebel.

Willst du noch beten?
Viele Beter
Sahst du?

Wer bist du, alter Mann?

Und langsam ferner werdend, nebelverschluckt,
Wehen die Worte zu mir:

Vor meiner Türe sank er unterm Kreuz.
Ich hob ihn nicht.
Wer hebt Verbrecher auf?
Ich betete Dank, daß meine Seele nicht so frech, wie seine.
Da hob in seinem Herzen sich die Wahrheit:
Der Haß von Mensch zu Mensch.
So starb er.
Mir aber fluchte seine bittere Erkenntnis,
Daß ich sein Erbe sei und endelos erkenne:
Golgatha überall und Hammerschlag am Kreuz!
Sein Tod ist ewig,
Seine Liebe ist tot.
Ich lebe und lerne den Haß.
Könnt' ich ihn lehren!...

Golgatha überall und Hammerschlag am Kreuz...

* * *

Auch der moderne Lyriker Richard Dehmel, der Pfleger einer Symbolik der Schwermut, erwähnt in einem seiner Gedichte den Ahasver*): Ein Heinedenkmal ist die groteske Phantasie überschrieben; dort heißt es, mitten in einer bizarren Aufzählung von künstlerischen Attributen zu einem Denkmal für Heinrich Heine (dessen er, entgegen älteren und neuesten törichten Bemühungen, gar nicht mehr bedarf!):

...Doch rechts, zu Füßen dieses großen Künstlers
Laß einen flügelstolzen Greifen liegen,
Mager, die Geiernase möglichst krumm,
Den edeln Pantherleib zum Sprung gereckt.
Ich sehe, wie des Dichters blasse Rechte
Liebkosend nach dem stählern hochgeschwungnen,
Dem nordseegrauen Flügelpaar hintastet;

*) Richard Dehmel, ausgewählte Gedichte, Berlin 1901, Schuster und Löffler, 87—93.

Ich sehe seinen meerblau stillen Blick,
Die dunklen Amethysten der Pupillen,
In sich gekehrt, heimkehrend aus der Ferne,
Er träumt ein Lied.

Über die finstern Furchen der Nordsee,
Über die fliehenden Schäume her
Sieht er ihn kommen,
Seinen Ahnherrn Ahasver:
Er sucht den Messias.
Der Wind jagt seinen Bart,
Morgendlich funkelt ein Strand;
Seit Jahrtausenden so, der arme Alte,
Sucht er den Tod.
Plötzlich sprühn ihm alle Wellen Licht,
Fern am Strand steht einer, der reckt sich,
Jünglingskeck, und blickt und lacht,
Lacht in die Sonne:
Der deutsche Michel, aus dem Schlaf erwacht.
Und Ahasver schreit auf,
Daß sein Schrei die Möven vor ihm fortschreckt
Über das leuchtend spritzende Wasser,
Und ans Land stürzt er und bricht zusammen
Und Jahrtausende schluchzen
Dem erstaunten Michel ins dumme Herz:
Mein Heiland du,
Mein heimlich verstandener
Herr Israels!
Hinten aber auf den Dünen sitzt,
Mit verwunderten Mienen,
Den Sonnenaufgang nach der Uhr erwartend,
Das versammelte deutsche Publikum,
Christen- und Judenpöbel,
Und jemand sagt:
Ja, Herr Geheimrat von Schultze,
Davon ahnten Sie nichts! —

* * *

Eine der jüngsten dichterischen Verarbeitungen unseres Themas hat Gustav Renner geboten in seiner Dichtung „Ahasver" (1902). Dieses ursprüngliche Talent, das sich aus schweren sozialen Verhältnissen mit starker Kraft ans Licht gearbeitet hat, verfügt über Gedanken und Bilder von persönlichem Gepräge, sie sind männlich, unsentimental — nicht selten mit einem Unterton bitterer Herbigkeit —, mit einem Zug ins Große. Sein „Ahasver" ist teils lyrisch-episch, teils lyrisch-dramatisch. Der ewige Jude erscheint als ein trotzig-bewußter Diesseitsmensch, der sich und die Menschheit erlösen will von dem sozialen Erdenleid zu selbstbewußter Freiheit. Die Handlung setzt in Jerusalem ein und zeichnet in einer beachtenswerten Gesamtkomposition Ahasvers Entwicklungskampf. Ein Gang durch die Kulturgeschichte der Menschheit, der die düsterphantastische Stimmung nicht fehlt. Bethlehem bringt Ahasver die Erlösung.

Der Tod löscht die Sterne am Himmel aus und bereitet den Tag des großen Weltgerichts vor.

Aus Gottes Hand die Spule sank der Welt
Zur Tiefe nieder und ihr Faden schnellt
Wieder zurück, und was an ihn gebunden,
Wird aus dem Dunkel wieder aufgewunden.
Denn zwischen Licht und Dunkel wird geschlichtet
Der alte Streit — die Erde wird gerichtet!

Die Chöre der Cherubim und der Seraphim ertönen, Maria wird von Engeln und Erzengeln geleitet. Die Losung wird ausgegeben:

Nur wer sich selbst verlassen,
Der wird für ewig finden sich,
Wen keine Bande fassen,
Er wird für ewig binden sich.

Nur wer sich selbst bezwungen,
Vom eignen Wollen wurde rein,
Der hat die Welt errungen
Und sie ist sein!

Als Christus die Hände mit den leuchtenden Wundenmalen emporhebt, erwacht Ahasver aus seinem Schlummer.
Er bekennt:

Wie Schaum zerrann, was mir mein Hoffen bot,
Tod ward zum Leben und zum Leben Tod,
Und eins ist beides, daß vollkommen sei
In Harmonie die Welt — und ich ward frei!

Aber er begehrt ein Zeichen seiner endlichen Erlösung: ein Stern flammt auf und zieht langsam am Himmel hin nach Osten zu. Er wird zurückversetzt in seine Kindheit, er sieht im Geist seine Heimat wieder und die Mutter. Ein Hirt sagt ihm, daß er in Bethlehem sei, dort erstrahle der Stern. Ahasver ist erschüttert. Er hört den Engelsang:

Immer irrend, nie verloren!
Daß die Finsternis sich löse,
Immer wird das Heil geboren.
Ehre sei Gott in der Höhe!

In des Menschen Brust im Streite
Liegen ewig Gut und Böse.
Selig ist, wer sich befreite.
Ehre sei Gott in der Höhe!

Wieder lieget in der Wiege
Gottes Sohn, daß er erlöse,
Bis zu seinem letzten Siege.
Ehre sei Gott in der Höhe!

Der ewige Wanderer sinkt anbetend nieder und stirbt.

Wir haben den ewigen Juden ein gut Stück Weges auf seinen Wanderungen, die sehr oft Irrfahrten waren, mit unserer Teilnahme begleitet. Schauen wir jetzt noch einmal auf den zurückgelegten Weg, so will sich keine Einheit finden für die Vielheit der bunten Bilder, die unser Auge erblickt. Knapp und scharf verzeichnet Albert Sörgel dies Ergebnis in seiner Monographie mit den Worten:

Bei einer Rückschau auf die große Zahl von Ahasverdichtungen will sich kein einheitliches Gesamtbild ergeben. Eine Fülle von sich gegenseitig ausschließenden Ideen hat sich in ein Menschenleben gedrängt, dem die ganze Welt, räumlich und zeitlich, eigen ist. Grübelnder Tiefsinn stand neben spielender Phantastik, leidenschaftlicher Hohn gegenüber allem Glauben als die bittre Frucht verzweiflungsvollster Seelenkämpfe neben weicher Hingebung und stiller oder brünstiger Himmelssehnsucht, wilder Trotz, der sich aufbäumt gegen irdische Schranken, neben müder Resignation und dumpfer Gleichgültigkeit, edelste erbarmungsvollste Opferbereitschaft neben sich weidender Schadenfreude und lüsterner Gemeinheit, Herzensgüte neben Herzenshärte, nüchterner kalt prüfender Realismus neben angstvoll in die Tiefe bohrendem Idealismus; ein Gesang voll Daseinsekel stand neben einem Hymnus auf das Menschenlos, ein Prophet des Erdenglückes neben einem ahnungsvoll erträumten künftigen neuen Welterlöser; immer und immer wieder ward die Frage gestellt, ob denn wirklich dem Menschen nur die bange Wahl zwischen Sinnenglück und Seelenfrieden bleibe, und Ahasver gab die verschiedensten Antworten. Selten befriedigte eine, und befriedigte eine philosophisch, so befriedigte seltener die beabsichtigte Einkleidung in ein Kunstwerk. Der Grund liegt in der Stellung, welche die

Dichter gegenüber der Sage einnehmen. Was sich bei ihrer ersten Behandlung durch Goethe und Schubart schon erkennen ließ, wiederholt sich im 19. Jahrhundert klarer und deutlicher. Die Begeisterung der einen, die sich an die alte Figur der Volkssage anlehnen oder mehr den Goetheschen Spuren folgen, gilt dem Stoffe als Ganzem, die Begeisterung der anderen, — und ihrer sind mehr — haftet an der Person Ahasvers. Bei den einen hat oder gewinnt Ahasver meist ein Herz voll Demut, über ihm steht ein Höherer, wie der Menschengottessohn bei Goethe, oder ein Höheres; bei den anderen ist Ahasver ein eigenherrlicher Geist, der in sich Kraft und Sehnen der neuen Zeit verkörpern soll. Und der im Volke bekannten alten Sagengestalt zum Trotz möchten denkende, grübelnde Dichter einen neuen Ahasver schaffen, das schier Unmögliche leisten, ein mythisches Symbol für Werdendes zu erringen.

Es gelingt nicht. Nicht deshalb, weil es dem letzten Jahrhundert an sagen- und mythenbildender Kraft ganz fehlte. An seinem Anfange ward der erste Napoleon, an seinem Ende uns Deutschen Bismarck noch zu ihren Lebzeiten fast zur mythischen Person. Aber mit diesen Tatenmenschen hat das Grüblerideal Ahasver nichts gemein. Ein einsamer Zarathustra mehr, soll er als Lehrer und Prophet einer neuen Welt- und Lebensanschauung für etwas Werdendes ein mythisches Symbol werden. Für etwas Neues, dessen Inhalt noch niemand kennt, nach dem ein Übergangszeitalter qualvoll sucht, auf das sich des alten Michael Kramer Worte anwenden lassen: „Wo sollen wir landen, wo treiben wir hin?“ Und weil nur kleine Ansätze zu Neuem vorhanden sind, wächst der Eklektizismus überall riesengroß. Wie ein Beispiel für diesen Eklektizismus mutet das moderne Ahasverbild an. Ahasver tritt nicht gleichberechtigt neben einen Kain und Judas, einen Faust und Prometheus; er

nimmt wahllos Züge bald von dem einen, bald von dem andern an und entwickelt eine Welt- und Lebensanschauung, die aus jener Munde als eine ihrem Schicksale adäquate hätte wirken können, die aber aus seinem Munde einen fremden Klang hat.

Er erhält Kains glühendes Mal und fühlt sich mit Judas Ischarioth enttäuscht. Wie der Mystiker Maximos bei Ibsen zu Julian sagt, möchte er mit jenen beiden aufgefaßt werden als einer der drei Ecksteine unter dem Zorn der Notwendigkeit. Aber er gründet darum nicht das dritte Reich. Treten in Christus-, Judas- oder Ahasverdramen Judas Ischarioth und Ahasver zusammen auf, so ist einer von beiden fast immer überflüssig. So sehr gleichen sie einander. Ahasver wird wie Don Juan ein fleischlicher Sünder. Er fühlt sich als Menschenfreund Prometheus gleich. Aber am tiefsten steht er im Schatten seines Sagenbruders Faust. Das ist begreiflich. Denn Faust ist das zeitlich am nächsten stehende Menschheitssymbol. —

Die Ahasversage verlangt nicht unbedingt eine spekulative Behandlung; sie fordert nur, daß der Dichter die Todessehnsucht seines Helden vor unseren Augen entstehen und bis zur vollen Höhe anschwellen lasse. Nur so kann, wie Wilhelm von Scholz richtig bemerkt*), eine Dichtung vom Segen des Todes geschaffen werden, deren Kern in der Sage liegt. Darum sind alle diejenigen Bearbeiter unseres Stoffes unter ihrer Aufgabe geblieben, die die Geschehnisse ihrer Dichtungen nicht verstanden haben in ungefähr den Zeitraum zusammenzudrängen, der im äußersten Falle ein Menschenleben begrenzt. Der ewige Wanderer steht in der jungen Manneskraft vor unserem Blick; wir sehen ihn dann

---

*) Wilhelm von Scholz, Gedanken zum Drama u. a., 1905, München und Leipzig, Georg Müller; vgl. S. 94—112.

allmählich altern. Die Umgebung verändert sich fort und fort, der Mensch will sich nicht wandeln oder er vermag es nicht — so wird er immer einsamer. Der lebensvolle Mensch altert, versteinernd überlebt er seine Zeit — jeder Mensch hat nur einmal seine Zeit —, die neue Generation umsteht ihn fragend oder lächelnd. Die Brücke des Zusammenhangs ist nicht mehr zu schlagen. Hier ist Segen und Fluch: indem das Schicksal des Menschen sich vollendet. In unserer Seele aber tönt Goethes Wort leise nach, mit dem er die Zueignung des Faustgedichtes schließt:

.... Mich ergreift ein längst entwöhntes Sehnen
Nach jenem stillen, ernsten Geisterreich ...
Ein Schauer faßt mich, Träne folgt den Tränen,
Das strenge Herz, es fühlt sich mild und weich;
Was ich besitze, seh' ich wie im weiten,
Und was verschwand, wird mir zu Wirklichkeiten.

Die Gestalt Jesu in der modernen Dichtung.

Wir wandern in einer bedeutsamen Zeit. Aus der Bewegung des Protestantismus ist unsere moderne Weltanschauung hervorgewachsen, vermittelt durch die großen Denker und Dichter unseres Volkes. Und doch, nun Philosophie und Kunst in den Trägern strahlender Namen, die ich nicht aufzuzählen brauche, ihr höchstes Wort gesprochen haben, geht von neuem ein sehnsüchtiges Ahnen und Suchen durch die Gemüter, das fast allemal einmündet in den Wunsch nach einer Vertiefung und Vereinfachung des Christentums. Dies Neue, das gesucht wird, soll alle Wunden schließen, alle Gegensätze überbrücken, die Stände verbrüdern, die Herzen beglücken. Wie oft schon, erweist sich die Kunst als holde, treue Führerin auf diesem Wege. Es ist ein charakteristischer Zug in der Dichtung der Gegenwart, daß jeder unserer Poeten in der ihm eigentümlichen Stilgattung Stellung nimmt zur Religion, zur Christusreligion. Was einst der alte treuherzige „Wandsbecker Bote“ Matthias Claudius als letzten Wunsch an seinen Sohn Johannes aussprach: „Und gehe nicht aus der Welt, ohne deine Liebe und Ehrfurcht für den Stifter des Christentums durch irgend etwas öffentlich bezeuget zu haben“, das erfüllt sich vor unsern Augen, oft wundersam ergreifend. Bald in durchleuchtender Klarheit, bald in

ringender Unklarheit schreitet die unsterbliche Gestalt des Nazareners durch Lyrik, Drama und Roman unserer Tage hindurch. Von größter Mannigfaltigkeit ist der Ausgangspunkt; in der Skala fehlt kein Ton von der glühendsten Verehrung anbetender Mystik bis zur kühlsten Schärfe philosophierender Skepsis. Bald ist es Jesus selbst, der in den Mittelpunkt der Betrachtung gestellt wird, bald mehr seine Umgebung, als Gruppe oder als einzelne Figur, die mit ihm in Berührung kommt und die uns in ihrer Entwicklung im Reflex das Wesen des Meisters enthüllen soll: Judas, Maria von Magdala, die altchristlichen Märtyrer. Ich versuche, an einigen neueren und neuesten Dichtungen die Verwertung Jesu als poetischer Figur zu verdeutlichen, ohne dabei irgendwie nach Vollständigkeit in der Beachtung des ungemein reichhaltigen Materials trachten zu dürfen. Wenn die Götter gnädig sind: eine erste Skizze zu einem größeren Werk sollen die nachfolgenden Zeilen darstellen, zu einem wichtigen Kapitel der Weltliteraturgeschichte.

Aus dem Gebiet der Lyrik erwähne ich zunächst das Gedicht von Richard Dehmel „Gethsemane“. Es zeigt den Zwiespalt in der Seele des einsamen Beters mit malenden Worten:

Lautlos steht der starre Hain der Palmen,
Tiefe Schatten schaun aus Busch und Halmen,
Ihre blauen Tränen weint die Nacht.
Nur von Menschenlauten dumpf durchschauert,
Steht der stumme Hain, als ob er trauert:
Einsam seinen Gott anrufend kauert
Auf den Knien ein Mann in Bettlertracht.

Höre, höre, Geist der Wahrheit,
Meinen Zwiespalt, meine dunkle Schuld:
Der ich wandelte in Kampf und Starrheit,
Liebe lehrt' ich und Geduld.

Ach! ein Baum, der Licht gab, wollt' ich leben,
Übermächtig der Natur;
Nur mein Glaube war mir Leben.
Ach, sie sahn nicht auf mein Streben,
Sahn die Tat, des Baumes Schatten nur.

Nur einer hat ihn durchschaut: Judas, den er als seinen einzigen Freund erkennt, der ihn zum Gericht ladet. Ebenso eigenartig und schön ist der „Traum eines Armen“ bei Dehmel: Jesus der Künstler; die reiche Phantasie im Banne von Klinger: Jesus und Psyche, ein Hohelied der Schönheit und Freude, und die sinnige Arabeske: Jesus bettelt. Ich erinnere an die formschönen Christusvisionen von Spielhagen, an die ehrlichen Klänge in den Jugendgedichten des schon verstorbenen Wilhelm von Polenz und an manches reifere Gedicht von Fritz Lienhard, bei Falke und den beiden Busse, bei Wildenbruch, Liliencron und bei den Brüdern Hart; vor allem aber an den lyrischen Ausbruch des Meisters Heinrich in Hauptmanns „Versunkene Glocke“: die einstige Verschmelzung von Nazarenertum und Hellenentum in einer Christusvision schauend und bejubelnd.

Die Florentinerin Isolde Kurz erzählt im Volkston Jesu Fiasko in seiner engsten Heimat beim ersten öffentlichen Auftreten: „Aus seinem Mund mit Blitzesscheine hinleuchtet's über die Gemeine, verspricht ein End' der Armut Schmerzen und Heilung den zerstoß'nen Herzen.“ Alle sind ergriffen, bis ihnen klar wird, daß Jesus genau so spricht, wie man in Nazareth redet. Er ist also nicht mehr als sie, und macht sich breit; „ich kenn' ihn schon: des Zimmermanns entlauf'ner Sohn! Die Mutter wohnt dort bei der Halle, und seine Brüder kennt ihr alle.“ Man weiß das Beet, da er gewachsen. Er soll ein Wunder tun; ihrem Unglauben gegenüber findet er aber nicht die Kraft dazu.

Wehmütig setzt er den Wanderstab weiter. Größer in der Linie ist das kleine Epos derselben Dichterin „Weltgericht“. Die Welt ist geschaffen, eben soll die letzte Hand an sie gelegt werden, da stört der Teufel als Ahnherr der Kritiker den Schöpfer bei der Arbeit. Er zerbricht dem Herrgott die unbefangene Schaffenslaune; zur Strafe fliegt der Kritiker kopfüber nach unten, der Welt aber fehlt fortan die letzte Harmonie. „Daß sie nicht fertig worden, das drückt sie aller Orten; es schwebt ihr wie im Traume vor, daß sie zu höhern Stufen der Schöpfer einst berufen. Doch wie sie sich auch quält und müht, ihr Urbild sondergleichen, wie es des Schöpfers Brust durchglüht, sie kann es nie erreichen; und heimlich immer sehnt sie sich nach jenem letzten Pinselstrich.“ Gott Vater klagt dem Sohne diesen Tatbestand und warnt ihn vor dem Versuch, seinerseits die Welt zu erlösen von ihrer Unrast. Der junge Schwärmer will sich nicht belehren lassen: er kommt zur Welt, um sich am Kreuze zu verbluten. Den in den Himmel Zurückkehrenden tröstet der Vater, kann ihm aber nicht verschweigen, daß die Menschheit trotz seiner Liebestat die alte geblieben ist. „Der Löwe würgte noch das Lamm, kein Friede war zu spüren, es war das Holz vom Kreuzesstamm nur gut, den Brand zu schüren; noch war der Erde bestes Teil um dreißig Silberlinge feil.“ Die Wunden bluten aufs neue. Sie beschließen beide den Weltuntergang, wecken aber durch den Rumor, der dabei entsteht, den heiligen Geist auf, der im Gegensatz zu Vater und Sohn die Meinung hat, die er Hegel vorausahnt: „Was ist, das muß vernünftig sein. Was heut sich auf die Köpfe stellt, fällt morgen auf die Füße, es decken sich im Lauf der Welt das Saure und das Süße. Die Schlange beißt sich in den Schwanz und der zerriss’ne Reif wird ganz.“ Darum ergeht die Losung von diesem wahrhaft

überlegenen heiligen Weltgeist: Das ungereimte Weltgedicht — nehmt's wie es ist, und krittelt nicht! Ein hessischer Pfarrer Karl Ernst Knodt hat in einem starken Bande aus der neueren Lyrik, der die angeführten Proben allerdings nicht enthält, eine Liederlese moderner Poesien unter dem Titel veranstaltet „Wir sind die Sehnsucht". Da mag man sich überzeugen,*) wie tief und ursprünglich der religiöse Gedanke in unsern Dichtern lebt, Goethes Meisterwort verheißungsvoll bestätigend: „Die Menschen sind nur solange produktiv in Poesie und Kunst, als sie religiös sind." Ich nenne hier auch die mühevolle Sammlung von Friedrich Nippold: Das deutsche Christuslied des 19. Jahrhunderts (Leipzig, Ernst Wunderlich, 1903), die wie alle Arbeiten des Jenenser Kirchenhistorikers ein weitschichtiges Wissen spröde wiedergibt.

Wir kommen zum Drama. Ich setze ein bei Richard Wagner, in dessen Nachlaß sich ein dichterischer Entwurf vom Jahre 1878 mit dem Titel vorfand „Jesus Christus". Schwungvoller ist das Drama „Jesus der Christ" in neun Handlungen mit einem Nachspiel von Albert Dulk, das einst Kaulbach so begeisterte, daß er den Dichter auf seinem Reformationsgemälde verewigt hat. Die Auffassung Jesu bei Dulk ist durch die theologischen Arbeiten von Strauß und Baur, in deren Tage sie fiel, bestimmt. Der Wunderboden ist verlassen, der kritische Verstand regiert. Bei aller Anerkennung vieler dramatisch wirksamer Züge in dem reichen Gemälde muß ich gestehen, daß mir Dulks Drama zu stark mit breiten exegetischen Betrachtungen belastet erscheint, die in einer Bibelstunde angebracht sein mögen, im Theater aber narkotisch wirken müssen. Auch gegen die wörtliche Anführung längerer Redestücke aus dem

*) Verlag von Greiner und Pfeiffer, Stuttgart 1903.

neuen Testament kann man Einwendungen erheben. Nur im Vorbeigehen nenne ich den Namen Friedrich Nietzsches, der in seiner monumentalen Dichtung „Also sprach Zarathustra“ bis zum vierten Teile hin die Gestalt des hebräischen Propheten so herbe und so selbständig immer wieder vor sein geistiges Auge hat treten lassen. Wenn es nicht schon aus dieser unvergänglichen Dichtung zu entnehmen wäre, so haben es die Veröffentlichungen aus Nietzsches Nachlaß inzwischen zur Evidenz erwiesen, daß der große Unzeitgemäße nicht so sehr ein „Antichrist“ war, wie er sich in jener tollen Schrift selbst benannte, als vielmehr ein unversöhnlicher Feind der kirchlichen Ausmünzung der Nazarenergestalt durch Paulus und die Dogmen der Kirche.

Eines der bedeutendsten Christusdramen der letzten Jahre hat uns Hermann Sudermann in seiner Tragödie „Johannes“ geschenkt (1898). Die ihn leichthin schelten, springen fast allemal zu kurz.

Ich stelle Sudermanns Tragödie höher als das in seiner Knappheit faszinierende Bild von Oskar Wilde, das weniger dem Nazarener gilt und seinem Vorläufer, als der Charakteristik der angefaulten königlichen Dirne des Orients, für die Wilde alle Farben auf seiner Palette trug. Sudermanns Johannes ist aus Klarheit und Unentschiedenheit gemischt, wie die geschichtliche Erscheinung des Herolds, der die Prophetenlinie abschloß und die christliche Ära einleitete, die gleiche seltsame, aber reizvolle Mischung aufweist von Aktivität und Passivität. Ein Siegfried mit dem Bärenfell ist er nicht gewesen. An seinem Beruf, den der Größere zerbricht, geht Johannes zugrunde.

In eine wilde Felsgegend in der Nähe Jerusalems führt uns das Vorspiel: Dort haust der Täufer, dorthin strömen die am Leib oder an der Seele Leidenden aus der heiligen

Stadt zu ihm hinaus und scharen sich um den neuen wunderbaren Rabbi; die Palastmägde Hadidja und Mirjam, der Jünger Manasse in seinem Schmerz um das ihm von den Römern gemordete Familienglück, der wimmernde Gichtbrüchige, den die Frauen herbeischleppen, viel gedrücktes, unter der Tyrannei des verknöcherten Rabbinertums und unter der Geißel der Römer seufzendes, armes Volk, das sich nach Erlösung sehnt. Ihnen allen verheißt Johannes mit flammenden Worten den Kommenden als den Richter und Retter. Israel, mit Fluch beladen, wie der Herbst mit reifen Trauben, soll vorwärts schauen; schweigendes Gebet soll sein und Sehnsucht und Harren — atemlos, bis dann Frohlocken sein wird und hochzeitliche Kleider und Zimbelklang. Der Gichtbrüchige wird seines Daseins froh — der Prophet hat ihm die Gesundheit suggeriert; — das Volk, das im Rausch der Freude den Täufer anbeten will, hört durch ihn von seiner Begegnung mit dem Kommenden aus Galiläa, dem wahren Arzt für die Fiebernden, dessen Namen er nicht weiß, den er aber im Jordan taufen durfte. Sie beugen sich in den Staub vor seiner Majestät.

Da bringen die Jünger Josaphat und Matthias die unerhörte Kunde, welche Mirjam bestätigt: Herodes Antipas sei mit seines Bruders Weib Herodias und deren Tochter Salome zum Passahfest nach Jerusalem gekommen; alle Zucht und Sitte höhnend, wollen sie am andern Tag den Tempel beschreiten; der Hohepriester Jehovas soll den Frevel segnen! Der Täufer entschließt sich, die zagenden Freunde abweisend, seines Prophetenamts in Jerusalem an Gottes Statt zu walten.

Der erste Akt spielt vor dem Palast des Herodes in Jerusalem. Wir bekommen hier ein in seiner Komposition bewundernswertes, aus tiefer Kenntnis geschöpftes Bild von der seelischen Disposition des jüdischen Volks und seiner äußeren Lage, deren Summa jener Mann aus dem Volke

zieht: „Wen der Römer nicht schlägt, den schlägt das Gesetz.“ Wir finden da den eifrigen Wollenhändler Eliakim, der beständig in der Gesetzesrolle liest, und seinen famosen Nachbar, den Fruchthändler Pasur, der sich die Gottseligkeit zu allen Dingen nütze macht; die übermütige römische Soldateska, die das „Gesindel“ bewachen muß und sich die Zeit mit Spott und Spiel und Liebesabenteuern kürzt; die sadduzäischen Priester, denen die Schüler der Pharisäer den angebotenen Segen verächtlich zurückgeben; den bekümmerten Bürger, den der anbrechende Sabbat an der Pflege seines kranken Weibes hindert; den finstern Zeloten David mit dem Dolch unter dem Mantel, der lauernd am Palast vorüberstreicht; das Prachtexemplar von Pharisäer, Amasai, der das Volk kriechen lehrt und die Würde seines Rockes wahrt gegen verunreinigende Berührung; Simon den Galiläer, den der Nazarener mit seiner Predigt von der Menschenliebe frei gemacht von der Formel der Synagoge; — und sie alle überragend: Johannes und sein Schülerkreis! Das Mittelstück dieses Aktes bildet der Redekampf zwischen Johannes und dem Pharisäer: Amasai und seine Genossen knebeln das Volk durch das unter ihren Händen erstarrte Gesetz, der Täuferprophet faßt es innerlich zur Befreiung der Persönlichkeit, er weist den kommenden Meister, der es krönen wird. Das Volk schwankt zwischen dem Vertreter der Tradition und Johannes. Dieser selbst aber wird innerlich getroffen durch die zunächst noch unsichere Kunde, der Nazarener, sein Messias, predige die Liebe, die er über Gesetz und Opfer stelle. Der Konflikt hebt an. Der Akt schließt mit dem farbensatten Bild des Einzugs der königlichen Familie, die an der erregten Volksmenge vorbei in den Palast schreitet (Salome trifft das ernste Prophetenauge, es fesselt sie), und mit der Frage des Täufers an seine Umgebung: „Sagte er nicht: die Liebe?“

Der zweite Akt spinnt den zuletzt angelegten Faden weiter: Salome schwelgt in der Erinnerung an die bleichen hellenischen Jünglinge mit dem goldbraunen Gelock, die sie zu Antiochien gesehen, und plaudert mit ihren Mägden in naiver Schamlosigkeit.

Es entflammt ihre Sinnlichkeit aufs Neue an dem Anblick des Täufers auf dem Marktplatz, der das Volk beherrscht — ein Fels, der sich nicht neigt! Sie begrüßt Herodias, und Mutter und Tochter tauschen die teuflische Parole: „Wir stechen, wen wir lieben; und wen wir lieben, den küssen wir.“ Die Ehegatten sagen sich nicht eben Koseworte; Herodias, die heimliche Intriguen spinnt, durchschaut als die Überlegene das lüsterne Kokettieren ihres Gatten, der der Zugelaufenen schon wieder überdrüssig ist, mit ihrer jungen Tochter, und läßt ihn wie seine drei Freunde ihren Hohn fühlen, nachdem sie ihn mit wilden Worten an vergangene Tage und Nächte erinnert. Herodes, der seine schwache Position fühlt, muß gute Miene zum bösen Spiel machen —: Herodias hat den offiziellen Tempelgang vorbereitet und des Königs Wort ihrem Interesse der Lust und der Macht verpfändet.

Johannes und Salome, Johannes und Herodias werden nun einander gegenüber gestellt. Rosen in Fülle, wie der „Waldgott“ sie noch nie gesehen, und sinnbethörende, leise Musik sollen den starren Fremdling berücken. Ernst weist der Täufer die Prinzessin ab, so verführerisch keck sie sich ihm auch nähert. Sie wendet ihre ganze Beredsamkeit auf, alle frommen Erinnerungen an Worte und Bilder der Bibel, das Beispiel des Königs Manasse, der dem Sonnenkult gehuldigt —: „Geh!“ sagt Johannes; „ich kann Dir nicht Sonne sein und nicht König! Gürte Deine Lenden, wirf ein graues Gewirk über Dein Haar und wende Dich von mir . . . eile, denn ich bin gesandt als ein Zorn über

Dich und ein Fluch Dich zu vertilgen!“ — Der Herodias, die alle Künste spielen läßt, ihn geschmeidig zu machen, sagt er fürchterliche Wahrheiten. Sie ist für Johannes, was für Jesus der Teufel in der Versuchungsgeschichte ist. Aber auch jener ist nicht zu kaufen. Doch schärft sie ihm das Problem seines Lebens, indem sie ihm vorhält, die Menschen richten könne nur, wer menschlich mit ihnen fühle und lebe, nur wer die Liebe des Herzens kenne — wovon ihm der Glutwind der Wüste nichts gesagt. Das Imponderable seiner Persönlichkeit und die unerbittliche Wucht der Wahrheit, die er ihr wie Feuerbrand ins Gewissen schleudert, entwaffnen das tigerhafte Weib, so daß sie ihn nicht anzutasten wagt.

Der dritte Akt, der in zwei Teile zerfällt, welche eine Verwandlung auf offener Bühne scheidet, führt den Konflikt auf die Höhe und bringt die Peripetie. Die Passahfeier im Hause Josaphats, des Jüngers, ist beendet. Jael, sein Weib, klagt dem Propheten ihre Not um das tägliche Brot und fügt den Vorwurf hinzu, die Liebe des Gatten und Vaters habe Johannes an sich gerissen. Mit halber Kraft wehrt sich der Täufer dagegen: „Lieben wollt' ich euch nicht — richten wollt' ich euch!“ Alle reden sie ihm von Liebe, die ihm so verdächtig ist — sein Messias aber, an den sich seine ringende Seele klammert, wird der Richter sein! Mirjam, die Waise, unklare Sehnsucht im jungen Herzen, bringt näheren Bescheid über den geplanten Tempelbesuch des Fürstenpaares; Johannes aber, der die Rückkehr des Boten herbeigesehnt, den er gesandt, jenen Mann mit der Botschaft der Liebe zu suchen, muß vernehmen, die Zeloten hätten den Störenfried am Brunnen meuchlings ermordet.

Die Reihen der schlafenden Pilger an der Tempelmauer durchwandelt, nach Galiläern spähend, suchend der Prophet.

Mesulemeth, die alte Bettlerin, die ihren Platz am Tempelstein von jener Hanna überkommen, welche nach vierzigjährigem Harren den Messias sah, erzählt dem Lauschenden von der Darstellung des Jesuskindes im Tempel und was sich dabei begeben (Luk. 2, 22ff. 36ff.). Als er ihr aber den Wiederkehrenden, auf den sie wartet, mit flammenden Zügen malt als einen gepanzerten König mit gezücktem Schlachtschwert, da weist sie ihn von sich: „Den will ich nicht! Mit goldenem Panzer angethan sind schon viele gekommen und haben das Schwert gereckt so oft, daß Israel blutet wie ein Opfertier. Nein — zu uns Armen ist noch kein König gekommen. Geh fort; du vergreifst dich an meinem bischen Hoffnung. Du bist ein falscher Prophet!“ — Und wieder bezeugen es ihm die beiden Fischer vom galiläischen See, der Zimmermannssohn feiere frohe Feste mit den Armen und Verkommenen, und „allerhand Torheit“ lehre er, wie — die Feindesliebe! Das trifft den Propheten ins Herz. Signalhörner rufen das Volk zum Morgengebet in den Tempelvorhof. Da schreitet auch schon Herodes einher mit der Buhlerin. Das Volk stürmt auf Johannes ein, der Schmach zu wehren, die Jünger bitten und fordern, daß er einschreite. Er hat die Freitreppe erstiegen, er hebt den Stein, den sie ihm reichen, zum Gericht — er läßt ihn wieder zu Boden sinken mit den fragenden Worten: „Im Namen dessen, der — mich — dich — lieben heißt . . .?“ Die Häscher ergreifen ihn.

Der vierte und fünfte Akt zeigen uns den gefangenen Täufer. Seine Prophetenlaufbahn ist vernichtet; aber seine Seele reift unter schwerem Ringen dem Licht entgegen.

Herodes, der geriebene Vierfürst, möchte mit dem seltsamen Inhaftierten ein Geschäft machen: er soll ihn zum König der Juden ausrufen, und seine Karriere ist gemacht.

Johannes schont ihn nicht und beugt sich nicht. Auch Salome, die ihm, von Sinnlichkeit durchwühlt, ihre lockende Jugend darbietet, findet an ihm den Unnahbaren. „Meine Seele leidet Gewalt von dir und sie leidet mit Freuden, denn niemanden sah ich gewaltiger als dich, du Wilder unter den Söhnen Israels!“ — „Du bist die Sünde; geh'!“

Josaphat und Matthias sind zum Nazarener übergegangen. Johannes lernt verzeihen. Den ihm treu gebliebenen Rest seiner Jünger aber sendet der Einsame, dessen geistiger Horizont sich von ferne rosig umsäumt, mit der Frage an den in der Nähe weilenden Meister: „Bist du der Kommende, oder sollen wir auf einen andern warten?“ Die Jünger wollen gehen; Johannes ruft sie nochmals zurück: „Laßt mich eure Hände fassen; denn — mich dünkt — ich — hab' — euch — lieb.“

Herodias brütet Rache; Salome, die Verschmähte, verbindet sich mit der Mutter zum satanischen Tun. Am Abend soll sie zu Ehren des syrischen Legaten Vitellius, dem Herodes nebst seinem Gefolge ein festliches Mahl bereitet, entschleiert vor den Männern tanzen, und sodann dem Könige, der sie mit unreinen Gedanken betrachten wird, als Belohnung das Haupt des Verhaßten abtrotzen — auf einer goldenen Schüssel, setzt das Mädchen mit perverser Phantasie hinzu.

Der Plan ist fein gesponnen. Herodes, geschmeichelt von dem Entzücken seiner römischen Gäste und trunken von dem Anblick der Tänzerin, hat ihr selbst unter feierlichem Schwur die Gewährung ihrer Bitte zugesagt. Was hilft, da sie sie ausspricht, dem schwachen Mann sein Entsetzen, sein Wohlwollen für den Täufer — er hat sich selbst die Hände gebunden.

Herodes schwankt, Herodias schürt, Vitellius spottet. Johannes ist bereit zu sterben, sobald die Botschaft vom

galiläischen Meister eingetroffen sein wird, die ihn zur letzten Freiheit führen soll. Hier im Prunkgemach seiner Feinde wird sie ihm zu teil. „Den Armen wird das Evangelium gepredigt, und selig ist“, so hat Jesus seinem Freund noch besonders entbieten lassen, „wer sich nicht an mir ärgert.“ Da fallen die Hüllen; es ist die innere Höhe des Dramas, die Lösung seines Konflikts! Zwischen der rauhen Forderung des Gesetzes und der lieblichen Botschaft von der Milde und Güte, die auch verzeihen und dulden kann, hat er, auf der Grenzscheide stehend zwischen zwei Zeitaltern, sich abgemüht; jetzt da die äußere Welt vor ihm versinkt und er der Brutalität erliegt, ringt er sich zur Freiheit des Geistes durch: der Friedefürst sitzt auf dem Weltenthron, „sein Schwert heißt Liebe, und Erbarmen ist sein Schlachtruf; aus niemandes Munde darf der Name Schuld ertönen, nur aus dem Munde des Liebenden.“ Über Salome hinwegsehend, die vergeblich ihren letzten Trumph ausspielt, um ihr Ziel zu erreichen, geht Johannes leuchtenden Antlitzes in den Tod.

Die letzten Vorgänge der Hinrichtung usw. verfolgt allein das Auge der Phantasie. Das Grauen lähmt sie alle. Währenddessen schwillt draußen ein Brausen wie von jubelnden Stimmen: den Messias, den König der Juden, der in seine Stadt einzieht, umjauchzt das Volk mit Hosiannagesang und wehenden Palmen. Eine neue Kultur ersteht auf den Trümmern der alten.

Paul Heyse hat mit seiner Bühnendichtung „Maria von Magdala“, deren sich die Zensurbehörde so liebevoll annahm, den künstlerischen Tatbeweis für das Nazarenertum erbringen wollen, er, der Poet der sonnenheiteren Lebensbejahung, der hellenisch gestimmte Anwalt der Kinder der Welt. Man stelle sich vor: ein moderner Meister will die überlegene Kraft des Christentums aufzeigen; wird er

nicht von selbst von der dogmatischen Beweisführung hinweg sich zu einer ethischen Argumentation wenden? Die Stadtdirne sieht und hört den Propheten aus Nazareth. Und aus ist's mit dem nächtlichen Leben der Schande, seit sie den suggestiven Blick dieser Feueraugen auf sich ruhen fühlt. Sie weiß sich neu geboren. Diese Exprostituierte kommt in die Lage, den Meister vom sicheren Tode retten zu können, wenn sie sich bereit finden läßt, für eine einzige Nacht noch einmal in das Lustleben von früher unterzutauchen. Sie kämpft den heißesten Kampf — dem die Güte in etwas zu vergelten, der ihr so wohlgetan, der sie sich selbst zurückgegeben; sie ist endlich bereit, dem Neffen des römischen Landpflegers ihre Kammer zu öffnen, der zum Dank, noch ehe der nächste Morgen heraufdämmert, im Namen des Oheims den Wachen den jüdischen Gefangenen entwinden und ihn ins sichere Versteck bergen wird: da tritt sein Bild fragend vor ihr geistiges Auge, und die Erinnerung an die Szene im Hause Simons macht sie unfähig zu werden, wie sie einst war. Sie bricht zusammen, der Angebetete geht den Kreuzesweg. Die Macht der Wahrheit, die aus ihm heraus auf die Umgebung eindrang und ihre befreiende Wirkung offenbarte, ist stärker als der zärtlichste Wunsch, ihm persönlich das Leben zu zu erhalten, wenn diese Wahrheit, die in ihm Gestalt gewonnen, dabei zu Schaden kommen müßte. Eine Religion, die das vermag, hat den höchsten Erweis ihrer ethischen Kraft geboten. So glänzt über diesem religiösen Drama Heyses das tiefsinnige Wort des vierten Evangeliums: „So jemand will des Willen tun, der mich gesandt hat, der wird inne werden, ob diese Lehre von Gott sei.“ An seinen Früchten wird der Baum erkannt. Die sittliche Schönheit des Evangeliums kann nicht tiefer gefaßt werden.

Des Dichters Richter haben geltend gemacht, anstößig

für das religiöse Gefühl sei die Beziehung zwischen dem Erlösungstode des Messias und dem Gewerbe der Dirne; sie haben übersehen, daß Heyse selbst diese Verknüpfung in doppelter Weise wieder löst. Einmal tritt Maria ihrem Retter nicht helfend-hindernd in den Weg, sondern bleibt ihm in der Stille ihrer Kammer treu, ob ihr auch das Herz zerspringen will. Sodann aber: die letzte Szene des Schlußaktes führt Maria und Flavius, der in der entscheidenden Nacht vergeblich an ihre Kammer klopfte, für Augenblicke nochmals zusammen. Maria klagt sich und ihn der Schuld am Tode des Meisters an; er entgegnet mit der Frage: „Wer sagt dir, daß er (Jesus) die Hand des Retters ergriffen hätte, statt als ein Märtyrer und Held in den Tod zu gehen?“ und sie läßt sich von Simon, der einst aussätzig gewesen und im Umgang mit dem Nazarener den Pharisäerhochmut verlernte, zu der kleinen Gemeinde der Hoffenden geleiten, die seines Auferstehungstages harren. Dieses Palliativ, das der gutmütige Römer der verzweifelten Jüngerin darreicht, hätte den letzten Argwohn beheben sollen, als wollte der Dichter die christliche Erlösungslehre schmähen.

Der Dichter hat seine Heldin auch mit Judas zusammengeführt, dem Verräter.*) Die Jünger nennen ihren Prediger aus Galiläa den Propheten und glauben, er sei der Messias, den sie erwarten, der Helfer und Heiland in aller Not; unter diesen schlichten Leuten aus dem Volk mit den guten stillen Gesichtern ist einer, der hat „einen finstern trotzigen Blick, ein Falk unter den Tauben, aber seine wilde Miene trügt. Er ist der Zahmsten einer. Einen Wechslertisch hatt' er, und saß unter der Vorhalle des Tempels mit seinem Gewerbe. Da trat jener Prophet heraus aus der

*) Vgl. den Schlußabschnitt dieses Buches.

Tempelpforte und schwang die Geißel über die Krämer und Händler, die dort ihre Ware feil hielten. Diesem Judas aber stieß er seinen Tisch um, daß die Münzen die Tempelstufen hinab auf die Gasse rollten und die Knaben sich darum balgten“. Diese Verflechtung des Lebens des Judas von Karioth mit dem Nazarener ist in ihrer Motivierung freie Erfindung des Dichters. In dem Bemühen, dem Verrat des Jüngers ein der Tat entsprechendes niedriges Motiv unterzulegen, lassen die Evangelien ihn die gemeinsame Kasse verwalten mit der Verdächtigung, er habe sich in diesem Ehrendienst schadlos zu halten gewußt. Heyse geht darüber noch hinaus, indem er Judas beruflich zum Finanzmann macht, dem Jesus im jerusalemischen Tempelvorhof bei einem der großen Feste das Geschäft gestört habe. Diese „Schmach“, wie Flavius sagt, hat Judas demütig eingesteckt, „mit gesenkten Ohren“ schleicht er sich hinweg, dem Manne nach, „der ihn vergewaltigt hatte“, und folgt seinen Fersen wie ein geprügelter Hund. Judas selbst aber hat anders über seine Nachfolge des Nazareners gedacht als der spottende Römer. Leidenschaftlich redet er auf Maria, seine Geliebte, ein: „Erniedrigt sich, wer einem Höheren dient, einem Helden und Könige, der verheißt, uns groß zu machen, daß wir teilhaben an seiner Macht? Wenn du den Blick gesehen hättest, mit dem er mich entwaffnete dort in der Vorhalle des Tempels, einen Blick wie des Jägers, der den Löwen in der Wüste bändigt, daß ich ihm folgen mußte und alles hinter mir lassen, mein Geschäft, mein Haus und mein Teuerstes: dich, Maria! Ich aber trat vor ihn hin und fragte ihn: bist du der, den die Propheten verkündigt haben, der Heilige des Herrn, der das Joch seines Volkes zerbrechen wird? Da sprach er: ich bin's. Ich bin gekommen, das Reich meines himmlischen Vaters aufzurichten, der Welt den Frieden zu bringen,

die Mächtigen von ihren Stühlen zu stoßen und zu erhöhen die Armen und Niedrigen. Da ich das hörte, jauchzte mir das Herz und ich sprach: nimm mich hin und laß mich mithelfen an deinem hohen Werk!" Aber es wechseln Depressionen ab mit diesen Hochgefühlen — als habe er sich getäuscht in ihm: „Noch immer zögert er, sein Banner zu entfalten und das Volk aufzurufen zu seiner Befreiung." Er wird irre an dem Unergründlichen, Liebe und Haß ringen um die Herrschaft — „eine Hölle, die mein Innerstes verzehrt." Er warnt vergeblich die Geliebte vor dem, der nie ein Weib berührt, dessen Seele hoch über aller irdischen Freude schwebt. Sie schüttelt das ehrlose Anerbieten des Hohepriesters Kajaphas, den Rabbi durch ihre Buhlkünste zu verderben, geekelt von sich und tritt in seinen reinen Bannkreis. Judas entwickelt sich zentrifugal, Maria zentripetal. Auch an ihn macht sich Kajaphas; er lehnt das Ansinnen, den Meister zu verraten, als eine Selbstschändung ab; aber als ihm Jesus beim festlichen Einzug in Jerusalem „schwachmütig und feige" erscheint, dem das Säuseln der Milde mehr gefällt als der Sturm des Zornes, der die Schmach hinwegfegen würde, da will er hintreten vor ihn und ihm sagen, daß er das Band zerreiße, das sie verbunden. Marias seelische Umwandlung glaubt er nicht; sie steigert seine Entfremdung von dem, der ihm auch in diesen gesicherten Besitzstand hineinbricht. „Lege Erz um deine Brust, Judas, daß nicht die Pfeile seiner Blicke und Worte hindurchdringen und du dennoch knirschend dich ihm wieder beugst!" Den letzten Anstoß gibt Jesu Duldung den Feinden gegenüber, es sind die Klänge aus Sudermanns „Johannes"; „nicht dulden bloß, dazu helfen, daß wir das Knechtsjoch ferner ertragen in liebender Demut, zu Scham und Gram unserer Väter im Grabe, zu ewigem Fluch unseren Enkeln? Bei Gott dem Allmächtigen, dahin solls

nicht kommen, solange Judas lebt!“ So bekommt seine Tat ein nationalfanatisches Gepräge, das sie über das schmierige Geldgeschäft hinaufhebt in reinere Luft. „Wie der Mann im Weinberg die Natter zertritt, die sein Weib und Kind in die Ferse stechen könnte, so soll er zertreten werden, der Juda's Seele sich selber abtrünnig gemacht hat. Die Narren! Sie wähnten, mich locke das Blutgeld, das sie mir boten. Ich warf es ihnen vor die Füße. Alle Schätze von Gold und Silber, die im Tempel aufgehäuft sind, wögen mir das Siegesbewußtsein nicht auf, daß ich die Fessel zerbrochen habe, die mich an ihn schmiedete, daß ich es bin, der Jsrael vor der Schmach bewahrt hat, einen seiner Söhne, den sie den Heiligen nannten, den Staub küssen zu sehen von den Füßen des Imperators!“ Nachdem die Tat geschehen, bricht er zusammen, ein „bleicher Verbrecher“, mit Nietzsche zu sprechen, dem die vollzogene Tat das andere Gesicht zeigt, und erhängt sich an einem Feigenbaum in Marias Garten. Er hat erst mit ihr flüchten wollen, weit fort von Jerusalem, er hat sie erdolchen wollen, als sie jede Gemeinschaft mit ihm aufhob; „ich habe an ihm gefrevelt wie nie ein Mensch, der einem Könige den Dolch ins Herz stieß — ich habe mir selbst gelobt, ich will mein eigener Richter sein.“ Die Linie des Römerhasses der Juden ist durch und durch echt herausgekommen, und das Ineinanderwirken des Marien- und des Judasmotivs haben — über die Andeutungen des neuen Testaments und der Apokryphen weit hinausführend — das Merkzeichen dichterischer Wahrheit für sich.

Gerhart Hauptmann trug sich als Werdender mit dem Plan, ein biblisches Epos „Jesus“ zu schreiben; es war gedacht als ein Tagebuch des Judas! Ich bin im allgemeinen mißtrauisch gegen Dichtungen in Form von Tagebüchern; sie sind zumeist nur Dokumente von der

Faulheit ihrer Väter, die sich die Mühe der geschlossenen Komposition bequem machen wollen. Im Falle Hauptmann mache ich eine Ausnahme. Möge er die Jugendabsicht als Gewordener noch verwirklichen! Aber, um des Zensors willen: kein Drama . . . Jenseits des Zensors steht er ja längst mit seiner Christusdichtung „Hanneles Himmelfahrt“. Dies dramatische Traumbild hat noch nicht den ihm gebührenden Ehrenplatz überall gewonnen. Die „Versunkene Glocke“ hat so stark geklungen, daß das arme Hannele darüber zu kurz gekommen ist, wie sie immer im Leben zu kurz kam. Hanneles Traumerlebnis bildet die Ergänzung zu den „Webern“ von Hauptmann. Die Weber schildern die Not des armen Mannes, den die sozialen Verhältnisse unterjochen; Hannele beschreibt den Trost der armen Leute: die Religion in der kindlichen Fassung der überlieferten Kirchenlehre, wie sie Hannele barmherzig die Wunden kühlt und sie selig macht. Hauptmann unterscheidet: die Weber und ihre Not sind brutale Wirklichkeit; die Engel und der Herr Jesus sind Hanneles Traum in ihren Fieberphantasien. Damit ist der Religion nichts von ihrer Kraft geraubt; ist sie doch bei jeder Auffassung ihrer Entstehung und ihres Wesens nur für den vorhanden und erkennbar, der an sie glaubt mit kindlichem Vertrauen. Aber die Religion ist durch Hauptmanns Behandlung wieder in das innige Verhältnis zur Poesie getreten, mit der im Bunde sie allezeit ihre lieblichsten Blüten getrieben hat. Wie hat es unser Dichter verstanden, die Kindesseele in ihren tiefsten Schwingungen zu belauschen! Wie unendlich fein ist es gedacht, daß Hannele sich den Heiland in der Gestalt ihres Lehrers vorstellt, des einzigen Menschen, der ihr in ihrem jämmerlichen Leben Gutes getan hat; daß die Gestalt ihrer Mutter ihr im Traum verschmilzt mit der pflegenden Schwester; daß ihr Selbstmordversuch in der ver-

zweifelten Angst vor ihrem Unhold von Vater sich in die Furcht der letzten Stunde umsetzt, sie könnte die unvergebbare Sünde gegen den heiligen Geist begangen haben, von der sie in der Kirche gehört hat. Und was sind das für Griffe ins Volle, wenn der Dichter in des armen Kindes Sterbeträumen die Märchenwelt lebendig werden läßt, die neben den religiösen Bildern in der Schule ihm sein elendes Dasein versüßten! Der böse Vater, der bereits hinter Schloß und Riegel sitzt, ängstigt sie noch einmal in ihrem Fieber, und der Todesengel mit den schwarzen Fittigen und dem blanken Schwert macht sie schauern — dann aber bekränzt sich ihre armselige Wohnstätte mit Himmelsblumen, die Engel umschweben sie, und statt ihres Lehrers, mit dem sie lustige Hochzeit halten wollte und den sie mit den Schulkindern schon bei ihrer Leiche hat singen hören, führt sie der milde Heiland in das himmlische Paradies mit seinen Harfen und Palmen. Die Mutter hat ihr im Traum das leuchtende Himmelsschlüsselchen aus der Ewigkeit gebracht.

Adolf Wilbrandts Christusgestalt heißt „Hairan"; das fünfaktige Drama (vom Jahre 1897) wurde von der Zensur unterdrückt. Im syrischen Philosophenmantel läßt der Dichter Jesus in Antiochia im vorchristlichen Jahre 24 auftreten. Er ist ein Meister der Milde, der auch sich selbst unter das Gesetz allmählicher Vervollkommnung stellt. In schweren Kämpfen ringt er sich zum Gottesglauben durch, den Vater der Liebe will er den Brüdern verkünden. Beseligt jubelt Hairan:

Nun rast, ihr Donner! Wolken, rasselt,
Wie Tore des Verderbens, tut euch auf,
Mir alles Meer, das hoch am Himmel schwebt,
Aufs Haupt zu gießen! — Herr, o Herr! Dich hab' ich
Mein Herz umklammert dich! Dies dein Gefäß,
Nun ganz gereinigt, Herr, und ausgewaschen,
Ganz dein! Ganz dein! es nimmt dich auf, es hält dich,
Als deiner Liebe Werkzeug dir zu dienen.

Der Menschen Söhne mit emporzuschaffen
Zu Kindern Gottes . . . Laß die Winde tosen,
Die Wolken bersten. Ich hab' dich in mir.
Dein, Vater! Nur noch dein! bis in den Tod!

Eine feine Nikodemusgestalt ist der Philosoph Diagoras; mit reifer Kunst werden die seelischen Schwingungen in den weiblichen Gestalten, besonders der Lysilla, wiedergegeben. Hairans Lieblingsjünger Johannes heißt Zabdas. Den Wunderglauben des Volkes lehnt Hairan ab: die Seelen will ich wecken und die Herzen. Seinen tiefsten Gedanken faßt er in das Wort: „Wer, als Mensch geschaffen, Tier bleibt, der sündigt. Denn der Weltherr will, daß wir zu Kindern seines Geistes wachsen, sein Reich erbauen: wo das Jch dem Jch nur gibt, nur hilft, nur wohltut; wo die Sonne der Liebe scheint, die Gottes Abbild ist.“ Es wird ihm der Prozeß gemacht als einem Volksaufrührer; um seine Anhänger zu schonen, stellt er sich freiwillig der wütenden Menge, die ihn steinigt. Noch sterbend wirkt er für den „Vater“, der ihn in seinen Dienst der reinsten Menschenliebe berufen hat.

Eine durchaus originelle Fassung hat unserm Thema der in Deutschland viel zu wenig bekannte Berner Dichter Joseph Viktor Widmann zu geben gewußt, in seinem biblischen Schattenspiel: „Der Heilige und die Tiere.“*) Pfarrer Lux in Everdingen, der sich nicht scheut, am kalten Weihnachtsmorgen die hungernden Krähen vor der Kirchtür mit dem geweihten Brot des Abendmahls, das drinnen für die Gemeinde bestimmt ist, im Namen des Heilandes zu sättigen, mimt seinen beiden Kandidaten, die ihn im Pfarrhause überfallen, sein gedankenvolles Unterhaltungsspiel vor, zu dem er selbst alle Zurüstung in Muße-

*) Fast alle Dichtungen Widmanns erschienen im Verlage Huber & Co. in Frauenfeld (Schweiz).

stunden besorgt hat. Auf der Höhe dieser außerordentlich feinfühligen Psychologie der biblischen Tiere führt er den Heiligen mit dem Versucher zusammen, der ihn bewegen will, sich nicht der Menschen, sondern lediglich der Tiere erlösend anzunehmen —

Hier gilts: die Heilung zu versuchen, hier!
Hier trieft, das durch die ganze Schöpfung schneidet,
Am blutigsten — das fürchterliche Schwert,
Hier ist die Kreatur, die schuldlos leidet,
Und die allein drum des Erbarmens wert.
Wer, wenn er retten kann, hilft Bösewichten,
Statt zu befreien eine fromme Schar,
Die schon seit Ewigkeit mit Bleigewichten
An hartes Felsgestein gekettet war?
Der Menschen Volk laß für sich selber sorgen,
Dem hilft kein noch so heiliges Panier,
Dieselben sind sie gestern, heute, morgen;
Der Mensch ist bestenfalls das schlimmste Tier.

Mit wunder Seele lehnt Jesus den Versucher ab, und nicht ohne Wehmut findet er sich auf die kluge Zusprache der Engelscharen bereit, seine Mission an der Menschheit zu erfüllen. „Das Tier erfüllt sein Dasein auf der Erde, an jenen hat die Welt der Geister teil.“ Der Heilige, dessen Herz an der schuldlos leidenden Kreatur hängt, bekennt scheidend, daß er in der Wüste bei den Tieren das Große gelernt habe: Sich selber treu sein und unschuldig bluten.

(Schon früher richtete der Marschendichter Herm. Allmers „An Jesus Christus“ die ernste Frage, warum er niemals in seinen zahlreichen Sprüchen den Tieren das Schutzwort geredet habe. Voll Pietät gegen den Erlöser nimmt der Poet Lücken in den Evangelien an, die uns das zu berichten vergaßen.)

* * *

Die Gestalt Christi ist auch im modernen Roman eine sehr verschiedenartige. Da zeichnet Paul Leppin in „Daniel Jesus“ mit krankhaft ausschweifender Phantasie einen reichen, in beständiger geschlechtlicher Brunst lebenden Lüstling, dessen sexuelle Verirrungen mit widerwärtiger Genauigkeit beschrieben werden und in einer Sprache, die zwar allenthalben künstlerische Kultur verrät in Satzbildung und üppigem symbolistischen Rankenwerk, die aber die Linie des Gesunden und Erträglichen allzuoft überschreitet. Rocheflammes historisch-romantische Erzählung „Maria von Magdala“ in solider Übersetzung, gibt in drei Büchern eine geschickte, wenn auch breite novellistische Darstellung der Zeitgeschichte Jesu, ohne immer psychologisch tief zu graben. Pierre Nahor, hinter dem sich die französische Schauspielerin Emilie Lerou verbirgt, ist uns in einer guten Übersetzung ihres Romans „Jesus“ näher getreten. Die sogenannte Lücke im Leben Jesu benutzt die Verfasserin, ihren Helden eine ziemlich ausgedehnte Kandidatenreise nach Indien antreten zu lassen. Das Christentum ist in dieser blühenden Schilderung, über die eine düfteschwere orientalische Schönheit ausgegossen ist, wesensverwandt mit den Geheimlehren des Buddhismus. Den Tod Jesu hält sie für Scheintod; durch eine scharfsinnige Auslegung des Verhaltens des Senators Joseph von Arimathia im Verkehr mit Pilatus macht sie ihre Auffassung ziemlich plausibel.

Max Kretzers anklagende „Bergpredigt“ und mehr noch seine Arbeitervision „Das Gesicht Christi“ (1897), deren zweiter Teil noch aussteht, haben stark angeregt. Naturalismus und suchender Symbolismus werden verbunden, nicht zu einer inneren Einheit, doch zu einer nachdrücklichen Eigentümlichkeit. Die Kirchenhäuptlinge sehen den Nazarener nicht, weder der Küster noch sein

Superintendent nehmen ihn wahr — dem Arbeiter erscheint er, in der überräucherten „Destille“ und beim schweren Gange auf den Kirchhof hinter dem Kindersarge her. Die Satten gehen leer aus; den Armen, den Kindern im Gemüt gehört das Himmelreich. Jesus ist der Anwalt des Proletariats, wie Kretzer, der vom Handwerk zum Dichten kam.

Wer hätte es gedacht: auch Helene v. Monbart, die sich noch immer den männlichen Autornamen Hans von Kahlenberg beilegt, obwohl wir in der Blütezeit der Frauenemanzipation leben, hat ihren Christusroman geschrieben! Er erschien vor wenig Jahren unter dem Titel „Der Fremde“, ein Gleichnis. Ein Gleichnis vor allem dafür, wie stark in unsern Tagen die religiösen Probleme die Gemüter bewegen. Sie knüpft an Max Kretzers „Gesicht Christi“ an, wie sie schon einmal für ihren „Narren“ sich bei Kretzer (Die Bergpredigt) die Anregung holte. Auch sie stellt den Nazarener in die modernste Umgebung hinein: der alte Christus in der neuen Zeit. Also eine Serie von Predigten in novellistischer Form — wenn man an nichts Langweiliges dabei denken will. Denn H. v. Kahlenberg ist immer frisch, geistreich und persönlich; rücksichtslos in der Aussprache der Wirklichkeiten des Lebens, auch bis über die Grenze des guten Geschmacks bewußt hinaus, und mit parteiischer Liebe für die unteren Volksschichten eintretend, deren gesunde Roheit sie der übertünchten Hohlheit und Gemeinheit der sogenannten besseren Stände gegenüberstellt. Die soziale Anklägerin hatte es, über Nietzsche hinweg, nicht gar so weit zu dem Ursprung des Sklavenaufstandes in der Moral, zu Jesus von Nazareth. Die weltfremde Asketengestalt erscheint dem Handwerksburschen auf der Landstraße, sie taucht in der „Budike“ am Weihnachtsabend auf und ist in der mit bekannten Typen durchsetzten sozialdemokratischen Versammlung zu

spüren. Die Samariterin — pardon! eine vornehme Dame mit der Reitgerte in der Hand und von ihrem Hündchen begleitet, unterhält sich mit dem „interessanten“ Menschen über den Weltschmerz; die Frau Landrätin dekoriert mit dem wunderlichen Heiligen ihren Salon, wo man ihn über Tolstoj und die Suttner, über Jbsen und den Antisemitismus interpelliert, und der Herr Superintendent, der gegen Harnack eine Broschüre geschrieben, kann es in einem häuslichen Rigorosum gar nicht fassen, daß der Laienbruder, der da vor ihm sitzt, vom Apostolikum nichts weiß und sogar über die kirchliche Trauung sehr eigentümliche Ansichten hat. „Alle diese und andere sah und fand der Fremde. Manchmal, wenn viele beisammen waren, an einem Wegrain oder auf der Rasenhöhe über dem Teich, sprach er zu ihnen. Er sprach ihnen von der Armut des Reichtums, und wie die gering sind und Knechte, die streben und hochstehen. Von den Törichten des Herzens und den Armen im Geist sagte er ihnen süße, geheimnisvolle Worte. Und von der Güte der Unklugen, die weiser ist denn Weisheit und stärker denn Stärke aller Gewappneten und Starken. Kleine Kinder umstanden seine Knie und sahen zu ihm auf mit großen, unbewußten, gläubigen Augen. Sehr alte Leute nickten in tiefen Meditationen. Mütter hielten sich lächelnd an mit ihren Säuglingen an der Brust, die nach der nähernden Zitze lallend griffen, sie patschten mit ihren rosigen Händchen. Die Liebe kennt kein Gesetz. Sie ist über dem Gesetz. Alles Gesetz ist in ihr. Gib! Man wird dir nicht stehlen, wenn deins ist, wie deines Bruders und deines Bruders wie deins. Die Unkeuschheit ist nicht in der Tat. In der Scham schon ist Sünde. Der Gedanke der Wollust schlägt und beschädigt. Nicht das Wort ist Lüge, der Eid beteuert nicht. Eure Rede sei klar, weil Euer Denken Wahrheit ist. Der Haß, der

keinen Widerstand findet, erlahmt in ihm selbst wie der Stein, der geworfen wird und ins Wasser fällt; und widerstrebt dem Übel nicht. Die kleinen Blumen blühten mit tiefen, duftenden Kelchen. Feiner wie köstliche Seide waren ihre Blättchen. Die Staubfäden standen wie brennende Kerzen, Goldkristalle edelster Kronleuchter. Auf grünen Stengeln trugen sie ihre Häupter wie Kronen. Die Luft war schwanger von ihren Düften, und die Winde trugen ihren Samen. Die Vögel kamen sorglos und pickten ihre Nahrung. Im Gras atmeten Zykaden und Mückchen, Käfer, Gewürme; ein tausendfältiges Leben. Warum sorgt ihr euch? Alles Leben findet seine Nahrnng. Alles Lebendige erfüllt seine Bestimmung des Lebens. Ihr sorget und sammelt Schätze. Die Motten zerfressen sie und der Rost, die Diebe graben danach und stehlen. Der Reiche ist arm und der Arme ist reich. Stark ist, wer fest steht in sich selbst. Der weise geworden ist in Gott, dem haben Stürme, Haß der Menschen und Not nichts an. Über der Welt steht der Mensch, der die Welt in sich trägt. Gott ist in euch und ihr seid Gottes. Erwacht zu eurer Herrlichkeit! Ein königliches Volk ohne König, Herren alle und Freie, die ihrer selbst Herr geworden sind."

Der Kundige erkennt aus dieser Probe beides: wie geschickt die Verfasserin die oft so losen Fäden der evangelischen Erzählung zu einem künstlerischen Gewebe zu verknüpfen weiß, und wie durch den Einschlag ihrer modernen Empfindung die volle Harmonie des Planes doch gehindert wird.

Und nun wird es immer wirrer. Die Bilder, die schon in dem ersten Dutzend Kapitel oft übereinander stürzten, werden überhaupt nicht mehr klar, die Verfasserin gibt nur noch Ansätze, die sich zu einem grellen Farbenmischmasch ohne erkennbares ordnendes Prinzip zusammenfinden.

Man ahnt noch, daß die Hinrichtung des Täufers auf Betreiben der königlichen Dirne erzählt werden soll; grauenhafte Kriegsszenen, zu denen Prophetenstellen und die Visionen der johanneischen Apokalypse geplündert werden, werden bis zum Ekel im Detail ausgemalt. Im Landesirrenhause finden wir den schwachsinnigen Zimmermannssohn aus dem Württembergischen endlich wieder, wo er zur Unterhaltung der Herren Vorgesetzten dient, bis ihn ein blödsinniger Leidensgefährte in einem Tobsuchtsanfall in der Anstaltskapelle mit Eisenklammern und Nägeln kreuzigt. Ihr Christus ist das wandelnde Gewissen der Menschen, das Asyl für alle Ruhelosen, die siegende Einfalt, der resignierende Weise. Sie beschreibt ihn: „Ein Mann nicht über Mittelgröße. Ein blasses Gesicht, der untere Teil von einem bescheidenen Bart umrahmt; das Gesicht eines Mannes von etwa zweiunddreißig Jahren, mit seltsamen Augen, ernsthaft und traurig. Er trug die Tracht eines Arbeiters, nicht gut und nicht schlecht, die eines Mannes, der Arbeit getan hat und weit gewandert ist. Sehr schön war er mit seiner strahlenden Stirne; der melodienreiche Mund, dem die Worte entströmten, die Hände lang und fein mit heilender Berührung. In seinen Worten, die lieblich klangen wie Musik, war die Tiefe. Der blaue Himmel spannte sich über ihn, blau, ganz blau, in immer lichterem Blau bis zur lächelnden Sonne, über die Erde gestellt mit grünsamtenem Rain — einen König im schlichten Bettlergewand, einen Gebietenden auf dem Feldstein seines Thrones.“ Die Menge versteht ihn nicht, und wie sie ihn zu verstehen glaubt, da hat sie ihn mißverstanden. Aber einzelnen schließt er seine Seele auf. Den schlichten Mann aus dem Volke, Fritz Kuhlemann, gewinnt er zu seinem begeisterten Apostel; die zarte Seele der sinnenden Jüngerin durchströmt es wie Hochzeitswonne

in seiner Nähe, und mit Nikodemus pflegt er Zwiesprache bei der Nacht. Der schwere Mangel der Dichtung ist die Unausgeglichenheit ihrer einzelnen Teile. Die Sprache ist überreich an poetischem Stimmungsgehalt, kühne Romantik mit kühlem Realismus einend; aber je weiter das Buch fortschreitet, desto kleiner und abgehackter werden die Sätze, und wir sind schließlich von all der Mystik und Symbolistik ganz benebelt. Zwiespältig: das bleibt der Grundeindruck dem Ganzen gegenüber. Neben Stimmungen von grandioser Schönheit (Kapitel 9) stehen die tollsten, wirrsten Phantastereien, wie die Umwandlung des Paulus und anderes. Ein sehr interessanter Versuch, aber kein gelungener Wurf.

* * *

Oskar Wilde schreit sein Schmerzenslied aus der Tiefe seiner gesellschaftlichen Ausgestoßenheit: „De profundis" des Zuchthäuslers von Reading (deutsch von M. Meyerfeld, S. Fischers Verlag) hat zum Brennpunkt der krankhaft gepeitschten Phantasie einen Christus. Ich kann und mag nicht entscheiden, welchen Anteil der Schauspieler in Wilde an diesen Aufkritzelungen in der Zelle gehabt hat — wichtiger ist das erschütternde Schauspiel, wie hier in der Nacht der Schande der Trost der Religion als ein Quell labenden Wassers in der Wüste dem Verschmachtenden aufbricht: der Christus der Armen erscheint tröstend dem Ärmsten, der mit blutenden Worten dem Demütigen und Barmherzigen, dem Individualisten und Künstler die Krone der Huldigung flicht und den ganzen funkelnden Reichtum seines Geistes als kostbare Juwelen hineinbaut. Über die erregten Wogen des Meeres, in deren Abgrund der Schiffbrüchige versinkt, wandelt der Göttliche, auf dessen Geheiß die Fluten sich sänftigen.

Lassen wir Wildes Christusbild in der Dornenkrone noch ein wenig zu unserem Herzen sprechen: „Weder bei Äschylus noch bei Dante, den strengen Meistern der Zartheit, weder bei Shakespeare, dem am meisten Menschlichen von allen großen Künstlern, noch in sämtlichen keltischen Mythen und Legenden, darinnen die Lieblichkeit der Welt durch einen Tränennebel blinkt und das Leben eines Menschen nicht mehr gilt als das Leben einer Blume, gibt es irgend etwas, das an Einfachheit des Leidens, die sich der Erhabenheit der tragischen Wirkung paart und in ihr aufgeht, dem letzten Akt von Christi Leidensgeschichte gliche oder auch nur nahe käme. Das schlichte Mahl mit seinen Jüngern, von denen ihn einer schon des Gewinnstes willen verkauft hat; die Seelenangst in dem ruhigen, mondbeglänzten Garten — der falsche Freund tritt dicht an ihn heran, um ihn mit einem Kusse zu verraten; der Freund, der noch an ihn glaubte und auf dem er wie auf einen Felsen eine Zufluchtsstätte für die Menschheit zu gründen gehofft hatte, verleugnet ihn, als der Hahn dem dämmernden Tag entgegenkräht — seine völlige Vereinsamung, seine völlige Unterwürfigkeit, und wie er sich allem fügt; daneben wiederum solche Szenen, da der Hohepriester der Orthodoxie im Zorn sein Gewand zerreißt und der Beamte des bürgerlichen Gerichtshofs Wasser holen läßt in der eitlen Hoffnung, sich selbst von dem Fleck unschuldigen Blutes zu reinigen, der ihn zur Scharlachfigur der Geschichte macht; der Krönungsakt mit dem Dornenkranz — eine der wunderbarsten Begebenheiten in den Büchern aller Zeiten — die Kreuzigung des Unschuldigen vor den Augen seiner Mutter und des Jüngers, den er lieb hatte — die Soldaten spielen und würfeln um seine Kleider — der schreckliche Tod, durch den er der Welt ihr ewigstes Symbol gab, und schließlich sein Begräbnis in der Gruft des reichen Mannes —

sein Leichnam wird mit kostbaren Spezerein und Wohlgerüchen gesalbt und in ägyptische Leinwand gewickelt, als wär er eines Königs Sohn — wenn man all das einzig und allein von der Warte der Kunst überschaut, muß man dafür dankbar sein, daß der feierliche Gottesdienst der Kirche die Darstellung der Tragödie ohne das Blutvergießen ist: die mystische Vorführung der Leidensgeschichte des Herrn mit Hilfe von Dialog, Kostümen und Gesten, und der Gedanke ist für mich stets eine Quelle ehrfürchtiger Erhebung, daß sich der letzte Überrest des griechischenChors, der der Kunst sonst verloren gegangen ist, in dem Ministranten findet, der dem Messe lesenden Priester antwortet.

Doch in seiner Gesamtheit ist das Leben Christi — so völlig können Leid und Schönheit in ihrer tieferen Bedeutung und ihrem greifbaren Ausdruck verschmelzen — tatsächlich ein Idyll, mag es auch damit enden, daß der Vorhang im Tempel zerreißt, Finsternis das Antlitz der Erde bedeckt und ein Stein vor des Grabes Tür gewälzt wird. Man stellt sich ihn immer als einen jungen Bräutigam im Kreise seiner Jünger vor, wie er sich ja auch an einer Stelle beschreibt — als einen Hirten, der mit seinen Schafen durch ein Tal streift auf der Suche nach grünen Auen oder einem kühlenden Strom, als einen Sänger, der die Mauern der Stadt Gottes durch Musik aufbauen möchte, als einen Liebenden, für dessen Liebe die ganze Welt nicht groß genug war. Seine Wunder dünken mich köstlich wie das Nahen des Lenzes und ebenso natürlich. Ich sehe durchaus keine Schwierigkeit darin, an einen solchen Zauber seiner Persönlichkeit zu glauben, daß seine bloße Gegenwart den gequälten Seelen Frieden brachte und daß die, welche sein Gewand oder seine Hände berührten, ihres Schmerzes vergaßen, oder daß, wenn er auf der Heerstraße des Lebens vorüberschritt, Leute, denen bisher des Lebens Geheimnis

verborgen geblieben war, es jetzt deutlich sahen, und daß andre, die jedem Laut ihr Ohr verschlossen hatten außer dem der Freude, zum erstenmal die Stimme der Liebe vernahmen und sie wohltönend wie Apollos Leier fanden; oder daß üble Leidenschaften bei seiner Ankunft flohen und Menschen, deren stumpfes, phantasieloses Leben nur eine Form des Todes gewesen war, gleichsam aus dem Grabe auferstanden, da er sie rief; oder daß die Menge, als er am Hang des Hügels predigte, ihres Hungers und Durstes und der Sorgen dieser Welt vergaß und daß seinen Freunden, die ihm lauschten, als er beim Mahle saß, die grobe Nahrung wohlschmeckte, das Wasser wie trefflicher Wein mundete und das ganze Haus von dem süßen Duft der Narden erfüllt war.

Renan sagt irgendwo in seinem Leben Jesu — dem anmutigen fünften Evangelium, dem Evangelium, das man nach dem heiligen Thomas nennen möchte —: Christi großes Werk sei es gewesen, daß er sich die Liebe, die er bei Lebzeiten besessen, nach seinem Tode zu erhalten gewußt habe. Sicherlich, wenn sein Platz unter den Dichtern ist, so führt er den Reigen der Liebenden. Er erkannte, daß die Liebe an erster Stelle das Geheimnis der Welt sei, nach dem die Weisen ausgeschaut hatten, und daß man sich nur durch Liebe dem Herzen des Aussätzigen und den Füßen Gottes nähern könne. Vor allem aber: Christus ist der höchste Individualist. Die Demut ist, wie die Künstler alle Erfahrungen hinnehmen, bloß eine Offenbarungsform. Nach der Seele des Menschen fahndet Christus immer. Er nennt sie Gottes Königreich und findet sie bei jedem. Er vergleicht sie mit Kleinigkeiten: einem winzigen Saatkorn, einer Handvoll Laub, einer Perle. Aus dem Grunde: weil man seine Seele nur dadurch ausbildet, daß man alle fremden Leidenschaften, alle erworbene Kultur

und allen äußerlichen Besitz — ob gut oder schlecht — abstreift.

Christus war nicht nur der größte Individualist, sondern auch der erste in der Geschichte. Man hat versucht, aus ihm einen gewöhnlichen Philanthropen zu machen, vom Schlage der schauderhaften Philanthropen des neunzehnten Jahrhunderts, oder hat ihn als Altruisten unter die Ungebildeten und Gefühlsschwärmer eingereiht. In Wirklichkeit war er weder das eine noch das andere. Gewiß, er hat Mitleid mit den Armen, den Eingekerkerten, den Niedrigen und den Elenden, aber er hat viel mehr Mitleid mit den Reichen, den eingefleischten Hedonisten, mit denen, die ihre Freiheit verschwenden, indem sie Sklaven werden, mit denen, die in weichen Gewändern einhergehen und in königlichen Schlössern wohnen. Reichtum und Wohlleben schienen ihm größere Tragödien als Armut und Gram. Und was seinen Altruismus anlangt — wer wußte besser als er, daß es Bestimmung und nicht freier Wille ist, was unsere Entschlüsse entscheidet, und daß man nicht Trauben von Dornenhecken, Feigen von Disteln pflücken kann? Für andere leben als ausgesprochener, klar erkannter Beruf: das war nicht seine Lehre. Nicht die Grundlage des Glaubens. Wenn er sagt: Vergebet euren Feinden, so sagt er es nicht dem Feind zuliebe, sondern um unser selbst willen, und weil die Liebe schöner ist als das Hassen. Wenn er den reichen Jüngling auffordert: Verkaufe, was du hast, und gib es den Armen, so denkt er dabei nicht an die Lage der Armen, sondern an die Seele des Jünglings, die liebliche Seele, die unter dem Reichtum Not leidet. In seiner Lebensauffassung ist er eins mit dem Künstler, der wohl weiß, daß infolge des unvermeidlichen Gesetzes der Selbstvollendung der Dichter singen, der Bildhauer in Bronze denken, der Maler die Welt zum Spiegel seiner

Stimmungen machen muß mit so unabänderlicher Gewißheit, wie der Hagedorn im Frühling blühen muß, das Getreide im Herbst zur goldenen Frucht reifen und der Mond auf seiner vorgezeichneten Bahn von der Scheibe zur Sichel, von der Sichel zur Scheibe werden.

Mit einer wunderbar umfangreichen Phantasie, die einen geradezu mit heiliger Scheu erfüllt, erkor er die ganze Welt des Unausgesprochenen, die Welt des Schmerzes, die keine Stimmung hat, zu seinem Königreich und machte sich selbst zu ihrem ewigen Sprachrohr. Die da stumm sind in ihrem Elend und deren Schweigen nur von Gott vernommen wird, die wählte er sich zu Brüdern. Er suchte das Auge des Blinden, das Ohr des Tauben und ein Notschrei auf den Lippen derer zu werden, denen die Zunge gebunden war. Sein Wunsch war es, den Myriaden, die keine Sprache gefunden hatten, eine Drommete zn sein, durch die sie zum Himmel rufen könnten. Und da er vermöge der künstlerischen Natur eines, dem Leiden und Kummer Formen waren, durch die er seinen Schönheitsbegriff verwirklichen konnte, inne ward, daß seine Idee wertlos ist, bis sie Fleisch wird und zum Bilde, so machte er aus sich das Bild des Leidenden; als solcher hat er die Kunst angeregt und beherrscht, wie es niemals einem griechischen Gott vergönnt war.

Seit einiger Zeit studiere ich mit heißem Bemühen die vier Prosagedichte, die von Christus handeln. Zu Weihnachten gelang es mir, ein griechisches Testament aufzutreiben. Jeden Morgen, wenn ich meine Zelle gereinigt und mein Zinngeschirr geputzt hatte, las ich ein wenig in den Evangelien, etwa ein Dutzend Verse, die ich aufs Geratewohl herausgriff. Es ist eine entzückende Art, damit den Tag zu beginnen. Jeder sollte es tun, selbst wenn er ein stürmisches, schlecht geregeltes Leben führt. Man hat

die Evangelien — zur rechten Zeit und am falschen Ort — so zu Tode gehetzt, daß ihre Naivetät und Frische, ihr schlichter, romantischer Reiz darunter gelitten haben. Wir hören sie viel zu oft und viel zu schlecht lesen, und alle Wiederholungen sind geisttötend. Kehrt man aber zum Griechischen zurück, so ist es einem, als trete man aus enger, dunkler Stube in einen Liliengarten. Mir gewährt der Gedanke doppeltes Vergnügen, daß wir höchst wahrscheinlich die tatsächlichen Ausdrücke, ipsissima verba Christi hier von uns haben. Früher herrschte allgemein die Ansicht, Christus habe aramäisch gesprochen. Sogar Renan dachte das noch. Jetzt aber wissen wir, daß die Bauern in Galiläa zwei Sprachen redeten, wie heutzutage die irischen Bauern, und daß Griechisch in ganz Palästina, ja im ganzen Orient die übliche Verkehrssprache war. Ich konnte mich nie mit dem Gedanken befreunden, daß wir die eignen Worte Christi nur durch die Übersetzung einer Übersetzung kennen sollten. Mit Entzücken denke ich jetzt daran, daß, soweit eine Unterhaltung in Frage kommt, Charmides ihm gelauscht, Sokrates mit ihm philosophiert, Plato ihn verstanden haben könnte.

Seine Moral ist ganz auf Mitleiden gegründet, eben was Moral sein sollte. Hätte er nichts weiter gesagt als: Ihr sind viele Sünden vergeben, denn sie hat viel geliebet, es hätte sich verlohnt, für ein solches Wort zu sterben.

Er bewies, daß es einzig und allein auf den Geist ankäme. Es bereitete ihm hohe Lust, ihnen klar zu machen, daß sie zwar beständig das Gesetz und die Propheten läsen, in Wirklichkeit aber nicht die geringste Ahnung hätten, was beide zu bedeuten haben. Im Gegensatz zu ihnen, die jeden einzelnen Tag mit seiner starren Schablone vorgeschriebener Pflichten verzehnteten, ebenso wie sie Minze und Till verzehnteten, predigte er, wie es über alle Maßen

wichtig sei, durchaus dem Augenblick zu leben. Die er von ihren Sünden erlöste, die wurden erlöst um des Schönen willen, das ihnen noch im Leben aufgespart blieb. Als Maria Magdalena Christus erblickt, zerbricht sie die kostbare Alabastervase, die ihr einer ihrer sieben Liebhaber geschenkt hat, und gießt die wohlriechenden Salben über seine ermüdeten, staubigen Füße aus; dieses einen Moments wegen sitzt sie für alle Zeiten mit Ruth und Beatrice unter den Gewinden aus schneeweißen Rosen im Paradiese.

Alles was Christus in leise mahnendem Tone zu uns spricht, ist, daß jeder Augenblick schön, daß die Seele stets zur Ankunft des Bräutigams gerüstet sein und immer auf die Stimme des Liebenden warten sollte."

* * *

Die letzten Christusromane hat vor einem Jahre Peter Rosegger und eben jetzt Gustav Frenssen veröffentlicht. Die Christusdichtung Roseggers mit dem unglücklichen Namen „I. N. R. I.", also dem Initial der Kreuzesinschrift, reicht mit ihren Wurzeln bis in die frühe Jugend des steirischen Poeten zurück. Unerschöpflich ist seine Phantasie beim Ausspinnen der biblischen Berichte. Die katholische Tradition wird zur Hilfe herbeigeholt; eine ergreifende religiöse Innigkeit atmet aus diesem ganz persönlichen Buche. Es ist das Tagebuch eines zum Tode verurteilten Staatsverbrechers, der dann am Morgen seiner Hinrichtung stirbt. In den sechs Wochen des Wartens auf die kaiserliche Entscheidung über das eingereichte Gnadengesuch läßt Konrad Ferleitner das Andenken seiner Mutter in sich lebendig werden und schreibt sein schlichtes Lebensbild Jesu so auf, wie sie es ihm einst in glücklichen Kindertagen erzählt hat. Dieser Rahmen ist literarisch nicht haltbar; denn wir glauben keinen Augenblick recht

an den ungebildeten Attentäter als Verfasser dieses umfänglichen und kunstvoll ausgeglichenen Buches, das einen alten Meister der Feder in jeder Zeile verrät. Aber religiös hat es der Dichter mit dieser Einkleidung gewonnen; denn alle Nebeninteressen kann er nun fröhlich bei Seite legen. Hier ist keine Kirche, hier ist nur die Religion am Werke. (Näher habe ich mich über Roseggers Jesusroman ausgesprochen in meinem literarischen Buche: Peter Rosegger, ein Charakterbild, 1904, Stuttgart, bei Greiner & Pfeiffer; vgl. dort S. 320—328.) Roseggers Christus lebt in Palästina, dort sammelt er seine Jünger, dort wirkt und stirbt er. Der Jesus in Frenssens neuestem Werk „Hilligenlei“, Heiliges Land, ist ein Dorfbewohner von Langeneß an der Nordsee. Im Unterschied zu Rosegger, der seine große blühende Dichtung mit ihren malerischen Effekten und ihrer geistvoll-natürlichen Ausdeutung der Sprüche Jesu bis auf wenige Seiten der Einführung und des Schlusses ganz dem Leben Jesu widmet, faßt der berühmte Verfasser des „Jörn Uhl“ sein Leben Jesu in ein großes Kapitel zusammen und läßt seinen Helden in einer buntbewegten Handlung von 25 Kapiteln, die voranstehen, zu dieser großen Aufgabe seines späteren Lebens heranreifen. Kai Jans will allerlei werden; er wird nach vielen Irrfahrten ein Dorfvikar, fühlt sich aber im kirchlichen Amt nicht wohl und legt es bald nieder. Er sucht für sich und seine Mitmenschen Hilligenlei, heiliges Land. Mit bewunderungswürdigem Freimut zieht der ehemalige Pastor die letzten Konsequenzen aus den wissenschaftlichen Resultaten der modernen Theologie und macht sich in dieser „Handschrift“, die die feinste dichterische Zartheit mit einer leidenschaftlichen Ehrlichkeit der Aussprache verbindet, zum Mund unserer religiösen Gegenwart; man wird ihn befehden, aber man wird ihn noch viel mehr verehren; sein Kampfbuch kam zur rechten Stunde!

Der Held des Buches wird am Schluß gefragt, ob er sich vor der Veröffentlichung seiner Niederschriften fürchte. Er gibt zur Antwort: „Wie soll ich mich fürchten? Mögen die Kirchen sich fürchten. Wer mit der Wahrheit allein ist, der ist noch lange nicht verlassen. Sie werden freilich sagen: Sieh, nun er nicht mehr im Amt ist, redet er frei und wild heraus; aber so ist es nicht; sondern ich war vorher noch nicht klar. Ich war noch im Bann der Kirchenlehre, wie die meisten meiner Brüder. Es ist alles langsam und quälig gekommen. Wie habe ich in meinem Leben gegrübelt. Wie habe ich mich gefürchtet. Aber ich habe mich doch durch all das Gewirr hindurchgekämpft; ich habe mich nicht hin- und hergewunden wie ein Aal, der aus der Reuse läuft. Darum bin ich auch nun froh und frei und will leben oder sterben, wie Gott will.“ Dies Wort gibt den Schlüssel zu dem Roman des Meldorfer Pfarrers, der jetzt als freier Schriftsteller in seiner Heimat lebt. Das Buch ist ein persönliches Bekenntnis, und es ist wesentlich gemeint als ein religiöses Kampfbuch. Nicht, als ob es nicht zum Frieden spräche und auf die Harmonie in den Seelen hinwirkte; aber zunächst und auf lange hinaus wird es zu einem Zeichen werden, dem die, die in der Kirche jetzt das Ansehen haben, leidenschaftlich widersprechen werden. Denn „Hilligenlei“ ist ein Leben Jesu im modernen Geist. Den uns fremden Namen erklärt der Verfasser dahin: „Rund um die Bucht von Hilligenlei, am Fluß und im Schatten des gewaltig schweren Seedeichs, stehen viele kleine Häuser, in denen Wattarbeiter, Fischer und kleine Bauern wohnen. Fern dem Kirchengebäude, in halbdunkeln, niedrigen Stuben in großer Einsamkeit hausend, brüteten sie schon von alten Zeiten her über einem besonderen Glauben. Sie nannten sich die Hilligenleier und lebten der Hoffnung, daß die

kleine Stadt Hilligenlei und die Landschaft an der Bucht einst wirklich Hilligenlei, das heißt „heilig Land" werden würde. Sie hofften auf ein Reich Gottes an dieser Bucht." Hilligenlei ist also eine Wirklichkeit; die elementaren Gestalten dieser einsamen und großartigen Landschaft an der Nordsee, die dem Dichter vertraut sind, werden uns in ihrer Arbeit und Not lebendig vors Auge gestellt. In ihren Hütten und anf der hohen See, die nm ihre Scholle brandet, spielen sich bis weithin in ferne Länder, wo ihre Schiffe anlegen, die bunten und verwickelten Vorgänge des Romans ab. Und ich will gleich bemerken, daß es kein guter Roman ist, den Frenssen geschrieben hat; er ist noch weniger gut als Jörn Uhl. Frenssen kann nicht komponieren; er meint, alles was ihm während des Schreibens zuströmt, in den Roman hineinstopfen zn dürfen, auch wenn es nur mittelbar oder gar nicht zur Handlung gehört. Bei seiner ungemein fruchtbaren und eigenartig gegenständlichen Phantasie, der die Gedanken sich alsobald in Menschen verwandeln von konkreter Umrissenheit und originellem Wesen, mag man sich leicht vorstellen, was darans erwächst, wenn ein solcher Geist bei seiner Arbeit nicht strenge Zucht gegen sich walten läßt. Niemand wird „Hilligenlei" ohne große Mühe von Anfang bis Ende durchlesen können: das ist kein kunstvoller Organismns, sondern ein malerischer Rucksack, in dem tausend und abertausend schöne Dinge knnterbunt durcheinandergeworfen sind: nordische Volkssagen und Liebesabentener, Reiseschilderungen und Geisteskämpfe. Diese Unfähigkeit des Verfassers, knapp zu sein und sein Thema fest ins Auge zn fassen, bleibt zu bedanern. Ich gebe einen Rat: man lasse zunächst, um sich das wertvolle Bnch nicht zn verleiden, die erste Hälfte ungelesen und fange etwa bei Seite 340 an — man hat dann immer noch bis zur Schlußseite (615) eine erhebliche Strecke Weges

zurückzulegen. Aber man kommt durch dies Verfahren, ohne zu ermüden, ziemlich bald auf die Höhe der Dichtung.

Um was handelt es sich? Kai Jans, ein nachdenklicher Junge, erlebt verschiedene Schicksale. Fast noch ein Schulkind, geht er in eine Druckerei, um an einem Winkelblättchen mitzuarbeiten, dessen Redaktion von Frenssen höchst ergötzlich geschildert wird (die Inserenten bezahlen ihre Aufträge mit den Naturalien, die sie in den Annoncen ausbieten: Butter, Eier, Kinderkleider, und der Verleger bemerkt zu dem jungen Mann: Wenn Du nun in eine große Zeitung gehst, wie viel muß da erst an solchen Dingen zusammenkommen!). Dann macht er's, wie die meisten seiner Schulkameraden; er geht mehrere Jahre zur See und führt ein anstrengendes, anregendes Leben. In einem furchtbaren Sturm wird ihm die eine Hand zerschmettert; er war wohl auch sonst zum Seedienst nicht sehr geeignet. Das sechzehnte Kapitel, das einen Sturm beschreibt, ist in der Sprache ein Meisterstück: „Sechs Stunden lag das Schiff umringt und umsprungen von den tollen, weißen Wellenhunden. Tausend sprangen bellend und brüllend hinauf und flogen zurück, tausend bissen heulend in seine Seite; tausend wühlten unten an seinem Bauch im Sande. Und die in Lee im Sande wühlten, die brachten ihm den Tod. Es sank schwer über, tiefer und tiefer. Da versuchten sie das Schiff zu verlassen, zehn in dem einen Boot, zehn in dem andern. Das eine kam glücklich durch die Brandung. Das andere wurde gleich vom hinreißenden Sug an die Wandung geworfen und zerdrückt. Man sah nichts mehr vom Boot und nichts mehr von den Menschen. Die weißen Hunde bellten die ganze Nacht.“ Man denkt an die berühmte Schlachtenszene im Jörn Uhl. Kai Jans geht auf die Domschule und studiert dann, einer inneren Neigung folgend, die immer in

ihm steckte, Theologie. Er wird Dorfpastor, kommt aber bald in Konflikt mit der Kirchenlehre. Eine Zeitlang tröstet er sich: „Nun predige ich über das Kindliche, Freundliche, menschlich Verständliche im Christentum, meist nach Heilandsworten; über Gottvertrauen und Mut und Nächstenliebe und ewige Hoffnung." Aber auf die Dauer ist ihm doch im geistlichen Amt nicht wohl. Er sucht für sich und die anderen „Hilligenlei", das heilige Land. Denn diese Wirklichkeit von Langenes-Nordmarsch ist zugleich das Symbol unserer Dichtung. Kai Jans hört und spürt die Kräfte einer neuen Zeit, die sich befreien will aus den Fesseln der Vergangenheit und den jungen gärenden Wein auch in neuen Gefäßen bergen, und seine Seele wird weit. Er forscht in den Schriften der zeitgenössischen Theologen, die nicht im Banne der Tradition stehen, sondern die Dinge so sehen, wie sie sind und wie sie geworden sind. Er ist entschlossen, ein Leben des Heilandes zu schreiben als „Grundlage deutscher Wiedergeburt". Zuvor aber muß er persönlich am Leben reifen, um zur hohen Aufgabe geschickt zu sein. Mit heißen Schmerzen begräbt er seine Hoffnung auf das Mädchen, das seinen Gang bisher begleitete und das während seiner kampfvollen Entwickelung ihm entglitten ist und nun einem anderen gehört. Hier leuchtet eine Perle des Buchs auf, wie nur Gustav Frenssen sie uns in die Hand legen kann: „Er ging nach Hause in die kleine blaugekalkte Kammer, die man von der Küche aus erreicht, in der er von Kind an geschlafen hatte, und legte sich aufs Bett und lag lange unbeweglich und ohne Bewußtsein. Er erwachte davon, daß eine gute, ernste Stimme laut und deutlich, wie in Verwunderung, sagte: „Dachtest Du, Du könntest das Leben des Heilands lachend erzählen? Da schlug er die Hände vors Gesicht und weinte."

Auf reichlich hundert Seiten bringt nun Kapitel 26 „die

Handschrift". Das Leben Jesu, wie es Frenssen erzählt, ist charakteristisch unterschieden von allen seinen Vorgängern. Unser Poet stellt den Nazarener also nicht, wie Rosegger, in die Landschaft und in die Lebensbedingungen Palästinas hinein, sondern er macht ihn, an die Kunst der mittelalterlichen Maler und Holzschneider anknüpfend, als Sänger im Stile des Heliand zu einem Mann des Nordens, zu einem echten, rechten Dorfkind von Hilligenlei. Dadnrch gewinnt er eine nur schwer zu beschreibende Plastik, eine wnchtige niederländische Schönheit der Sprache und Darstellung. Wer mit dem Neuen Testament einigermaßen vertraut ist, der wird seine helle Freude haben, alle Anspielungen zu bemerken, die Frenssen in einen Absatz wie diesen kunstvoll znsammenfaßt:

„Im Norden des Landes zwischen Meer und See, in der Heide, wohnte ein Ehepaar, Josef, Jakobs Sohn, und seine Frau, welche den Namen Maria hatte; beide schwerlich ans reinem Blut, wahrscheinlich aus altem, edlem Mischblut. Der Mann scheint ein höheres Lebensalter nicht erreicht zu haben, oder er hat erst als ein älterer geheiratet. Die Fran aber hat ihre Kinder erwachsen gesehen. Das ist ihr nicht zum Rnhm gediehen. Es steht die seltene Tatsache fest, daß diese Mutter eines Helden für die innere Größe ihres Kindes kein Verständis gehabt hat. Das Ehepaar hatte fünf Kinder, die wuchsen in dem stattlichen Dorfe auf, und sahen und lernten kennen, was das Dorfleben in einem lebendigen, edlen Volke an Bildern und Erkenntnissen darbietet. Und das erstgeborene Kind der Ehe, mit Namen Jesns, hatte besonders klare und tiefe Augen, die ruhevollen schönen Bilder in sich aufzunehmen; und eine empfindsame und feine Seele, unbewnßt über sie zn sinnen, und sie in einem inneren Dämmerlichte, das im Lauf der Kinderjahre heller nnd heller wurde, leise und gar lieblich zu deuten.

Der Knabe ist neben dem Knecht hergegangen, wenn er pflügte, und hat die Mutter traurig gesehen, als sie ihr letztes Kind erwartete, und hat sie plötzlich fröhlich gesehen, als das Neugeborene in ihren Armen lag.... Er ist mit seinen Gespielen auf den Hügel gegangen, wenn im Felde die ersten Blumen wuchsen. Mit abgerissenen Blumen in den Händen standen sie und schauten weit übers Land bis ans blaue Meer im Westen. Am selben Abend erzählte die Mutter, daß der Nachbarsohn im Zorn das Elternhaus verlassen hatte und in die Fremde gegangen wäre. Sorge folgte ihm; denn er war ein leichtsinniges Blut... Er hat das Kornfeld, das am Hügel lag, weiß zur Ernte gesehen und hat mit den anderen Kindern vor der Tür gestanden, wo eine Dorftochter Hochzeit machte. Morgens erzählte die Mutter von den Brautjungfern, die in der Nacht mit brennenden Lichtern in der Hand durchs Dorf gezogen waren... Er hat auf dem Felde binden helfen und die Disteln wurden mit in die Garben gebunden und stachen den Binder; an demselben Tag, abends, als er mit seinem Vater heimkam, hörten sie in der Dorfstraße, daß der reichste Bauer im Dorf gestorben war, und die Leute sprachen davon, daß er samt seinen Brüdern ein geiziger und schmutziger Mann gewesen... Er hat den Hirten mit der Schafherde durchs Dorf kommen sehen und im Dorf fing der Hirt eine kleine Unterhaltung an — langsam ziehen die Schafe weiter —: er hätte die ganze Nacht ein Schaf gesucht, gegen Morgen hätte er es gefunden; und sein verwittertes Gesicht strahlte vor Freude. Am selben Tag, am Spätabend, kam noch die Nachbarin gelaufen und erzählte: der Bauernsohn, der leichtfertige, der vor drei Jahren im herrischen Zorn und mit breiten Worten aus dem Elternhaus und aus dem Dorfe gelaufen war, wäre wiedergekommen. In der Dämmerung hätte er stundenlang an der Straße

gestanden und nach den Lichtern im Elternhaus gesehen .. in Lumpen. In solchen Lumpen! Und nun: was meint ihr? . . . hört ihr? Und sie hörten durchs Dorf das Singen und Jubeln. So sehr freuten sich die Eltern, daß sie ihn wieder hatten. Da stand das Kind von seinem Lager auf und trat vor die Tür und hörte das Gesinge."

Weitere Höhepunkte der Darstellung sind die Tempelreinigung, die Zusammenstöße Jesu mit den Konsistorialräten in Jerusalem und einiges aus den Jüngerreden. Frenssen läßt Jesus nur als Menschen gelten und verlegt seine Wirkung nicht geheimnisvoll, wie die Kirche, in die Todesstunde, sondern schlechthin in die persönliche Kraft seines Lebens, das mit seinem Glauben und seiner Liebe auf die Umgebung Einfluß gewann. Jesus geht, wie Frenssen einmal sagt, einsam ins Winterfeld, indes die Krähen vom Kirchendach ihn unheilkrächzend umschwärmen. Die Ergebung des Nazareners in die Gewißheit seines Todes wird ebenso zart beschrieben, wie die Umwandlung der Stimmung der Anhänger durch die Ostervisionen. Seelenkenntnis und lautere Poesie feiern hier wahre Triumphe! Und das Resultat? „Alles das, was sie einst von dem schlichten Menschenkind vergebens begehrt hatten: wunderbare Herkunft vom Himmel her, königlichen Stammbaum, widernatürliche Wunderzeichen, Auferstehung: das alles legte heiße Liebe, dichtende Phantasie, religiöses Bedürfnis ihm jetzt zu." Besonders Paulus, der „Konservator und Herold" des Nazareners, hat diese Verwandlung vollzogen; er hat „um den schlichten Helden, um dies holde, treue Menschenkind, das ganze Wundergerüst seines hohen, phantastischen Glaubens gelegt. Er machte ihn zu dem ewigen Gotteswesen, zu dem großen ewigen Weltwunder. Er legte um das schlichte, bange, demütige Menschenkind siebenfachen, glitzernden, schweren Goldbrokat. Die alten, treuen Heide-

bauern hatten seinen Vater und seine Mutter gekannt, und hatten mit ihm am Tisch gesessen. Sie hatten ihn lachen und weinen gesehen, irrend und zweifelnd, ärgerlich und zornig, gesund und schwach. Er war mit ihnen die langen Sandwege zur Hauptstadt gewandert: sie wußten, daß er nicht der Schöpfer der Welt war, sondern ein Mensch wie sie. Aber dieser feurige, phantastische, in sein Weltbild ganz verrannte Mann hatte ihn niemals gesehen; er wußte wenig von seinem Leben, es interessierte ihn auch nicht.“ Ebenso aufrichtig spricht sich unser Verfasser über das Zustandekommen der jüdischen und der christlichen Bibel aus.

Mit hinreißendem Schwung gestaltet er seine Schlußapotheose. Die beiden christlichen Kirchen nennt er mit bitterem Spott zwei alte Marketenderinnen, die ganz hinten an ihren zerbrochenen Karren stehen, jammernd und scheltend hinter dem Volk her, das vorwärts zieht. „Hei, wie zog es vorwärts! Friedrich der Große und Goethe und Helmholtz — wer nennt all die Namen! Wir grüßen euch, Führer.“ Scharf lehnt er ab, ohne sich zu irgend einer Konzession zu verstehen, nicht nur das Übernatürliche der Kirchenlehre, wie es sich in den Dogmen verhärtet hat; sondern „nicht einmal seine Sittenlehre, so erhaben sie ist, bindet die Kinder einer Zeit, die sehr viel anders ist, als er sie sich dachte“. Autorität soll ihn wenig kümmern — „wie kann in diesen Dingen eine Seele für die andere bürgen? Auf sich selber steht sie da ganz allein.“ Aber Jesu Glaube ist unserer Seele gemäß. Darum sind wir seine Anhänger.

Wie kräftiger Nordwind von der See braust dieses Buch über uns; es wird als ein Sturmwind durch die deutschen Lande gehen! Die Kirchen in allen Provinzen werden mobil machen gegen den Ketzer und werden schmerzlich bedauern, daß er nicht mehr im Amte ist —

was gäbe das für einen erquickenden neuen „Fall Fischer“! Frenssens Wort wird viele aus ihren Banden erlösen, denn seine Gemeinde faßt kein Dom in seine Mauern, das beweisen die 190000 Exemplare des „Jörn Uhl“. Damit dies Lebensbild Jesu aber, das in so viel schwer übersehbare Handlung eingewickelt ist, das ganze Volk erreiche, erhelle und erwärme, schlage ich vor: Löst dies 26. Kapitel aus dem Ganzen heraus und werft es, mit einigen orientierenden Zeilen versehen, und mit einem Hinweis auf das ganze Werk, in einer billigen Ausgabe unter die Massen: und der Nazarener wird auch heute noch, und gerade heute, wo alles sich sehnt nach einer religiösen Neugestaltung, Wunder wirken!

* * *

Einen Ehrenplatz unter den Christusdichtungen unserer Tage verdienen die aus dem Schwedischen übersetzten Christuslegenden (1904) der genialen Selma Lagerlöf, der Dichterin des zweibändigen Werks: Jerusalem. Elf Legenden sind hier vereint, eine sinniger und erfreulicher als die andere, alle aber von prächtiger künstlerischer Rundung — das Ganze ein Kranz fraulicher Verehrung um das Haupt des Kindes und Mannes von Nazareth: Die heilige Nacht, die Vision des Kaisers, der Brunnen der weisen Männer, das Kindlein von Bethlehem, die Flucht nach Ägypten, in Nazareth, im Tempel, das Schweißtuch der heiligen Veronika, das Rotkehlchen, unser Herr und der heilige Petrns, die Lichtflamme. Zwischen dem Jesuskinde und Judas, dem Verräter, wird eine Spielgenossenschaft erzählt; Judas zerstört das von Jesus Geschaffene als boshafter Bengel — man versteht nur nicht, warum Maria der Range nicht mit einem Stock das Hinterteil kräftig besegnet. Doch sagt sie ihm das schöne Wort: „Wie sollte es wohl dem von

uns ergehen, der es unternähme mit ihm zu wetteifern, der mit Sonnenschein malt und dem toten Lehm den Odem des Lebens einhaucht?“ Alle Legenden aber klingen zusammen in das harmonische Schlußwort: „Was von dem Lichte bewirkt wurde, das in dunklen Zeiten von Jerusalem ausgegangen ist, läst sich weder messen noch zählen.“

Ebenso hoch steht die reine Dichtung des Prager Frauenarztes Hugo Salus: Christa, ein Evangelium der Schönheit (1902, Wiener Verlag). Christa ist ein weibliches Seitenstück zu Christus; auf der anderen Seite der Welt, in der Stadt der Sehnsucht wird sie geboren in den Tagen des tiefen Schattens, ein Kind guter, einfacher Leute. Sie ist die Schönheit. Allen tut sie wohl, die mit ihr in Berührung treten. In zarten Bildern weiß der Dichter ihr Leben der Güte und Schönheit, das den Rosen gleicht ohne Dornen, zu malen. Aber auch sie verfolgt der Neid und Streit der Erde — man bringt Christa ans Kreuz. Sie segnet sterbend, die ihr fluchen. Am Tage des großen Festes der Wiedergeburt läßt die Schönheit ihr junges Leben und richtet mit ihrem Tode ihr Reich auf in der Menschheit. Ich führe zum Erweis der innigen Schönheit des Salusschen Poems das gedankenschwere Nachwort an:

„Dies ist die Botschaft von Christa, die um der Schönheit willen am Kreuze starb, die Menschen auf der anderen Seite der Welt aus dem Banne des Dunkels zu erlösen. Jetzt aber, o lieber Futurus, will ich dir die Weissagung des Terminos verkünden, der tausend Jahre nach dem Tode Christä lebte und in jenen Bezirken wirkte, die am Rande der Welt liegen, also, daß er erfuhr, was auf jener Seite der Welt geschah, und vieles, was auf dieser Seite der Welt sich ereignete.

Und er sah das Reich Christä blühen nnd wachsen, und es reichte von Sonnenaufgang zum Sonnenuntergang.

Die Menschen waren fleißig und freuten sich der Arbeit, die voll innerer Harmonie war, ihre Herzen waren froh und ihre Augen klar, und die Stimmen der Natur, das Murmeln des Baches, die Brandung der Wogen, das Rauschen der träumenden Wälder hatten ihre Melancholie verloren und klangen freudig zu den Liedern ihrer Arbeit. Das Reich der Schönheit war das Reich des inneren Friedens und des Gleichgewichtes geworden, und Haß und Eifersucht, Neid und Bosheit fanden keinen Raum mehr in dem Reiche, das voll Sonne war. Die Künste blühten, von allen geliebt und geachtet, an ihren Werken freute sich der Fürst, wie der Bergmann, der im Schoße der Erde arbeitet, denn von allen Augen waren die Schleier genommen. Die Dichter sangen, was das Volk fühlte, und in ihren Liedern schlug das Herz des Menschheit. Auf allen Wegen aber standen herrliche Bildwerke aus lilienweißem Marmor, Christa am Kreuze, die Menschen sahen verklärten Auges zu ihrer nackten Reinheit empor, und die Blicke auf ihre Schönheit waren keusch und rein und heiliger, als Gebete und Opfer. Auf dem Berge der Erlösung blühten die Rosen.

Und dies ist die Weissagung des Sehers und Dichters Terminos, der am Rande der Welt lebte, tausend Jahre nach dem Tode Christä: Lebet in Schönheit, ihr Menschen, wie euch von Christa verkündet ward und von ihren Schülerinnen und Aposteln gelehrt ist, auf daß sich eure Glückseligkeit und der Frieden vertiefe, auf daß eure Kinder noch schöner leben, als ihr. Denn seht, darauf beruht der Fortschritt des menschlichen Glückes, daß die Eltern wünschen, ihre Kinder mögen sie an Schönheit und Wissen übertreffen, und darin liegt der Aufschwung, daß die besseren, schöneren und klüger gewordenen Kinder ihre Eltern um so inniger lieben, je mehr sie sie überflügeln. Ich aber, der ich am Rande der Welt wohne und manches weiß, was drüben

geschieht, ich will euch verkünden, was in tausend und abertausend Jahren sich ereignen wird, wenn der letzte Schatten von dieser Seite verdrängt ist und kein Herz ohne Schönheit mehr leben wird. Denn, da das Krenz Christä erhöht ward, sagte sie: ‚In diesem Augenblicke, da ich um der Schönheit willen für euch sterbe, stirbt auf der anderen Seite der Welt der beste Mensch den gleichen Tod um der Liebe willen. Sein Krenz wird ragen in die Ewigkeiten, wie mein Kreuz ragen wird in die Ewigkeiten!‘ So sagte Christa, und es waren die letzten Worte, die sie sprach, ehe sie starb. Ihr aber verstandet es nicht. Darum verkünde ich euch, was drüben geschehen ist, damit ihr es wisset. Es stehen tausend Kreuze auf der anderen Seite der Welt, an allen Wegen und in allen Tempeln, und es hängt ein nackter, gequälter Mann an dem Kreuze, der um seiner Liebe zu den Menschen und um der Liebe willen, die er den Menschen brachte, gekreuziget ward gleich Christa, die uns durch ihren Tod das Reich der Schönheit gründete. Und einmal nach tausend und abertausend Jahren, wenn drüben das Reich der Liebe so fest gegründet sein wird, daß kein Herz der Liebe entraten wird und der letzte Schatten entflieht vor den lichten Strahlen der Sonne, sehet, da werden unermeßliche Züge der Menschen herüber kommen in unser Reich der Schönheit und unzählbare Mengen unserer Brüder werden hinüberwallen über den Rand der Welt in das Reich der Liebe. Und ihr werdet hinüberwallen und staunen über die Kreuze, daran der edle und gute Mensch, gequält und anklagend hängt, und zu seinen Füßen niedersinken und ihm danken. Und sie werden zu uns herüberkommen und staunen; denn sie werden die Schönheit am Kreuze sehen nnd ihre Reinheit begreifen und werden niederknien, zu preisen und zu huldigen. ‚Seht‘, werden sie rufen, ‚auch wir haben zu

Füßen eines Kreuzes gebetet, aber ein gepeinigter, abgezehrter Mann hing an dem Kreuze, seine Lider decken die anklagenden gebrochenen Augen und sein Leib ist voll schmerzlicher Wunden. Von diesem Kreuze aber leuchtet die jubelnde Schönheit, und ihr Glücklichen habt durch tausend und abertausend Jahre zu ihr emporgeschaut. Wir sind durch Schmerzen geläutert worden zur Liebe; ihr aber durch Wonnen zur Schönheit! Von unserem Kreuze zu euerem Kreuze, von Christus zu Christa führt der Weg der Menschheit!' Da wird ein gewaltiger Sang von beiden Seiten der Welt ertönen, und er wird mächtiger sein als der Gesang der Sonnen, welche die Welt umkreisen, und lieblicher als die Lieder der himmlischen Sänger. Denn er wird Liebe und Schönheit sein. Und ihr werdet eure Brüder von der anderen Seite umarmen und voll Rührung küssen. Statt der Sonne aber wird das Angesicht Gottes am Himmel erscheinen und niederlächeln auf die Menschen. Seine Lippen werden sich öffnen und er wird sprechen: ,Liebet euch, liebet euch, ihr Menschen, denn ich habe euch in Schönheit geschaffen.' Da werden sie weinen vor Glückseligkeit und sie werden sein mildes Lächeln verstehen. Und sie werden hingehen und ausführen, was sein heiliger Mund verkündet, und werden sich verbrüdern in Liebe und Schönheit!

Und die Rosen werden die Welt umspinnen auf beiden Seiten und eine Welt von Rosen wird um das Angesicht Gottes kreisen!

Dies ist die Weissagung des Terminos, der am Rande der Welt lebte, tausend Jahre nach der Kreuzigung.

Sei gesegnet, sei gegrüßt, o Futurus!"

* * *

Jesus, so hat der sterbende Walt Whitman zu einem Freunde gesagt, hat seine Individualität vielleicht mehr als je einer zum Ausdruck gebracht; deshalb übt er auch einen nachhaltigeren, weiter verbreiteten Einfluß als irgendein anderer, den wir kennen, und doch sind uns nur 27 Tage seines Lebens urkundlich überliefert. Und er ruft ihn an in den „Grashalmen“:

Meine Seele zu deiner Seele, mein Bruder!
Ich nenne deinen Namen nicht laut,
Aber ich verstehe dich.
Ich erkenne dich jubelnd,
Du mein Gefährte!

Judas der Verräter in Dichtung und Kunst.

Maja, die tugendhafte Gattin des indischen Königs Suddhôdona, wird vom Himmel heimgesucht; die Frucht der jungfräulichen Geburt ist Buddha, der als Siddhatta Gotama im sechsten vorchristlichen Jahrhundert in diese Welt eintrat. Ein Stern erscheint bei seiner Geburt, Engelchöre verkünden den Menschen ein Wohlgefallen. Das Kindlein wird im Tempel dargestellt, ein Greis Asita weiß um die große Zukunft des Wunderkindes. Alte Frauen beten es an, und fremde Staaten überreichen kostbare Geschenke. Zwölf Jahre zählt der Buddhaknabe, als er bei seinem ersten Tempelgang den Eltern abhanden kommt. Der bekümmerte Vater, den die Sorge wie ein Schwert durchbohrt, findet den Knaben umringt von den heiligen Sängern der Vorzeit im Kreise der Schriftkundigen, in sinnende Betrachtung versunken. Er nimmt zu an Alter, Weisheit und Kraft und zieht sich als Mann in die Einsamkeit zurück. Vergeblich versucht ihn der böse Geist Mara, und als ihn Buddha siegreich in die Flucht geschlagen, da dienen ihm die Engel und die Tiere huldigen. Das Weihebad im heiligen Fluß bringt die volle Erleuchtung über den Gottgesandten. Er beruft fünf Männer in seinen näheren Umgang, die Einladung lautet: „Folge mir nach." Auf dem Geiersberg lagert er, in dichten Scharen umringt ihn das Volk, und er beginnt seine Verkündigung mit den sieben

Bedingungen des Heils. Ein Weib preist ihn selig, und er, der alle mit gleicher Güte umfaßt, ist der Sünderin freundlich beim Mahle in des Vornehmen Hause. Wunder zu tun, lehnt er ab, er verachtet die irdischen Güter und empfiehlt Demut, Friedfertigkeit, Feindesliebe und Selbstüberwindung. Er war, ehe die Welt wurde, beim Vater der Dinge. Drei aus seinen Schülern bilden seinen intimen Kreis, Ananda heißt sein Lieblingsjünger. Er sendet sie mit Instruktionen in die Welt, er wird verklärt, er ist hellsehend, so daß er die Gedanken der anderen errät, er weiß bereits vorher um seinen Tod, dem der Weltuntergang folgen soll. Nach Abschiedsreden, in denen er den Zurückbleibenden den „Tröster“ verheißt, und einem feierlichen Einzug in die Residenz stirbt er unter Erdbeben und Finsternis. Sein Wort geht um in der Jüngergemeinde, das er zu ihnen sagte: „Die Liebe ist des Gesetzes Erfüllung“, man erzählt seine Gleichnisse vom verlorenen Sohn und vom Säemann und rühmt seine Wundertaten an den Hungernden und wie er über den Ganges geschritten. Und sie beteten zu Buddha, der gen Himmel fuhr, und nannten ihn demütig „Herr“. —

Die Parallele von dem Buddha Indiens zu dem Jesus von Nazareth ist überraschend. Fast zum Erschrecken. Man wird angesichts der skizzierten Duplizität zugeben müssen, daß sich nach vielleicht geheimnisvollen, jedenfalls aber festgefügten psychischen Gesetzen die Legende um die Gestalten der großen Religionsstifter dichtend herumlegt. Was aber recht eigentlich den Propheten erst zum Propheten macht, das ist seine Dornenkrone. Der Inder wie der Galiläer haben ihre Passionsgeschichte. Und dort wie hier fehlt der intensive Schmerz nicht, daß einer der Vertrauten zum Verräter wird. Buddha hat den verräterischen Vetter Devadatta in seiner Nähe, wie Cäsar seinen Brutus, und Jesus den Judas . . .

Der Mann von Karioth gehört zu den problematischen Naturen in der Bibel. Er steht neben Pontius Pilatus, dem römischen Zyniker. Man braucht ihn nicht, wie etliche Theologen wollen, aus der Passion Jesu zu eliminieren, als sei er nur eine Personifikation des Verrates, ein Paradigma gleichsam, um über das Böse in seinem Verhältnis zum Guten abzuhandeln. Er trägt historische Züge, so vieles im einzelnen auch der Kritik preiszugeben sein wird. Sehen wir zu, wie es Judas „dem Erzschelm" — so hat ihn bekanntlich der burleske Wiener Hofprediger Abraham a Santa Clara im 17. Jahrhundert in seinem schauderösen vierbändigen Predigtwerk benannt — bei den Theologen und Predigern, sowie bei den Dichtern und Malern im Laufe der Zeiten ergangen ist. Der einzige Judäer in der galiläischen Jüngerschar Jesu steht für die theologische Betrachtung in einem doppelten Lichte: einmal ist er, wie der fanatische Hengstenberg mit Befriedigung konstatierte, „der einzige Mensch, von dem wir mit Sicherheit wissen, daß er ewig verdammt ist". Und zugleich steht dieser Judas ihnen doch als der von Gott Prädestinierte im Dienste der Allmacht, er hilft Jesu Geschick vollenden zum Heil der Menschheit.

Seltsamer Widerspruch! Einer meint, der Meister habe ihn sicher anfangs nicht sofort durchschaut, denn man ziehe keine Schlange am Busen groß; habe er dennoch Bedenken gehegt, so habe er eben bis zuletzt gehofft, das Gute in ihm werde der bösen Triebe Herr werden. Schon vor achtzig Jahren hat der feinsinnige Karl Hase betont, daß Judas, der seine jüdisch-patriotischen Messiashoffnungen durch den leidenden Nazarener bitter enttäuscht sah, den Meister, der so gar nichts für sich und seine Sache tat, durch den Verrat habe zwingen wollen, endlich seine Messianität zu proklamieren vor allem Volk. Hier wird

von dem niederen Motiv der Habsucht ganz abgesehen, die sich mit lumpigen 75 Mark für einen so edlen Fang begnügt hätte, mit dem Marktpreis für einen Sklaven. Ihm ist Judas der feurige Judäer, der echte Jsraelit, der kein blinder Mitläufer ist und Nachbeter, der dem Rabbi auch zu widersprechen wagt, wie bei dem Essen in Bethanien, und der weltgewandt mit der Kasse umzugehen weiß, sofern das bei dem Kommunismus der ersten Christen überhaupt vonnöten war. Ihm dauert die Wartezeit zu lange, wie einst dem Täufer in der Feste Machärus. Er will etwas sehen. Dann kommen immer trübere Posten, der heimliche Haftbefehl vom Synedrium wird bekannt. Und seine Zuversicht auf den Meister schlägt um in Verzweiflung. Der Verrat als Notwehr gegen den Sturm der eigenen Empfindungen. Wieder andere Ausleger fügen der Enttäuschung der jüdischen Nationalhoffnung noch die Nuance der Verärgerung bei, die sich in Haß umgesetzt habe, um dann ohne positives Ziel in einem Racheakt auszuströmen.

Die Predigt hat alle diese Motive, auf die die Theologen gemutet, weidlich ausgenutzt, um an Judas „das Wesen der Sünde“ zu exemplifizieren. In allen Tonarten wird er geschmäht, verdammt, beklagt. Der alte Professor Steinmeyer schüttete sich aus in seinen akademischen Predigten über die Frechheit des Judas, der mit dem freundschaftlichen Kuß den Meister an die Feinde bringt, der mildere Emil Frommel war wehmütig und prägte das Bild: „An der Sonne reift das edle Korn, aber auch die Giftblüte, die im Kornfeld steckt; sie schmilzt den Schnee und verhärtet den Lehm.“ Sie hat es sich nicht entgehen lassen, daß in dieser Gestalt der Passionsgeschichte alle Elemente zu einer dramatischen Wirkung auf die Gemüter der Hörer gegeben sind. Judas ist eine der dankbarsten „Chargen“ für den Kanzelredner.

Judas in der Dichtung ist nicht minder interessant. Wir begegnen ihm in den geistlichen Spielen des Mittelalters. Der Teufel knüpft zum Behagen des Publikums eigenhändig den Erzschelm auf, dessen Leib bei solcher Prozedur in die Brüche ging, so daß die Gedärme des Delinquenten — deren der Schauspieler eine ganze Portion unter dem Kleide trug — heraustraten. Luzifer ruft aus dem Abgrund herauf: „Judas, du sollst nit länger hangen, ich hatt nach dir ein groß Verlangen, bis du zu mir kommen bist — jetzt freu ich mich zu dieser Frist." Martin Luther zitiert gegen Heinrich von Braunschweig die den Berlinern leider nur zu bekannte Melodie: „O du armer Judas, was hast du getan, daß du deinen Herrn also verraten hast? Darum so mußt du leiden höllische Pein, Luzifers Geselle mußt du ewig sein." Was ihm die Dichter vorwerfen, ist gleichfalls ein ganzer Sündenkatalog: Habsucht oder Ehrsucht, Zweifelsucht oder patriotischer Zelotismus, einer sogar dämonischen Pessimismus. Das Oberammergauer Passionsspiel erkennt auf Geiz; Judas verwaltete die Jüngerkasse, und er war ein Dieb. Der Geiz, so gesteht Judas selber, war der Ring, an dem mich der Böse hinab in den Abgrund zog. Ebenso schnell ist Friedrich v. Sallet in seinem „Laienevangelium" mit dem Verräter fertig: „Es bleibt dabei, er hat den Herrn verraten aus keinem Grund als um ein Lumpengeld; Urtypus aller Missetaten bleibt sein Verbrechen bis zum End' der Welt." Sorgsamer verfuhr Otto Franz Gensichen, der die dichterische Sonde auf die ungezähmte Ehrsucht des Kariothen einführte. Der Literat und Diplomat Viktor v. Strauß und Torney baute sich die Judasgestalt von dem Grundgedanken des Zweifels aus auf: „Wenn sein Gottestum, an das ich geglaubt, nur Lüge war", so monologisiert sein Judas, „wenn er erliegt, wenn

er mich verdirbt, verderbe ich ihn auch. An seine Ferse will ich fest mich ketten, bis ich erkenne, wer er ist. Ich will, ich muß Gewißheit haben!" So kommt er zum Verrat. Ähnlich verhält es sich bei Bulthaupt, der zu Rubinsteins „Christus" den Text geschrieben hat. Wild schreit es in seinem wirren Gemüt auf: „Mit falschem Kuß verrat' ich den Heiligen; er soll sich erweisen, den Zweifel besiegen, den Vater preisen — den Hohn der Welt mach' ich zu Spott: er ist dein Gesalbter, verklär' ihn, Gott!"

Auch Goethe hat dem Judas-Problem ernsthaft nachgesonnen. Im 15. Buch seiner Autobiographie bringt er eine Unterhaltung zwischen Ahasver, dem ewigen Juden, und dem verzweifelten Exapostel. Judas führt aus, er sei fest davon überzeugt gewesen, Jesus werde sich als Regent und Volkshaupt erklären; er habe nur seine unüberwindliche Scheu vor der Öffentlichkeit mit Gewalt zur Tat nötigen wollen. Man sei, das wisse er, von der Jünger Seite nicht unbewaffnet gewesen, und alles wäre wahrscheinlich gut abgelaufen, wenn der Rabbi sich nicht selbst ergeben und sie alle in der traurigsten Lage zurückgelassen hätte. Ahasver hat solcher Confessio gegenüber kein Mitleid, er treibt den Judas in den Tod. Und neben Goethe stellt sich kein Geringerer als der oben bereits erwähnte Richard Wagner: in seinem dichterischen Entwurf „Jesus Christus" findet sich ein Zwiegespräch zwischen Judas und Barrabas; auch er, Judas, wünsche sehnlich, daß Jesus die Zügel ergreifen möge, um frei vor aller Welt die Errettung des auserwählten Volkes zu bewirken. In der Dichtung von Albert Dulk ruft Judas: „Fluch dem Fremden, Fluch der Knechtschaft!" und jubelt nach Jesu Einzug in Jerusalem: „Den Schritt, den Cäsar über'n Rubikon getan, den tat er heut. Wir können nicht mehr rückwärts. Sieg oder Tod!"

Dann klagt er: „Den Sieg errungen hat er; doch ihn zu nützen, ihn zur Tat zu machen weiß er nicht!“ — Doch er tröstet sich: „Mir übergab er sich, ich will ihn leiten!“ Den Pessimisten in Judas hat die kraftgenialische Elise Schmidt herausgearbeitet. Jesus ist ihm „der erste Mensch, der ihn auf die Menschheit aufmerksam gemacht hat“. Er will ihm dafür danken dadurch, daß er ihn vor den Menschen warnt; auf der Kuppe des Garizim raunt er ihm zu: „Willst dies kleine Ameisengeschlecht da unten zur Vollkommenheit führen und hast Ägyptens Weisheit und der Propheten Schicksale seit Jahrhunderten vor dir? Denke! Der Mensch, diese Grenze zwischen Schatten und Licht, wandelt seinen kurzen Dämmerweg in den sicheren Rachen des Todes. Blödheit ist sein Erbteil — laß ihn laufen.“ Und als Jesus an seiner Menschheitsmission festhält, da bittet er kniefällig: „Seitdem ich stammeln kann, hab' ich nie etwas erbeten. Dich, Jesus, bitte ich, wirf deine Seele nicht hinunter in die Welt. Du täuschest dich über die Menschheit, ich kenne sie.“ Das geschichtlich in seinem Geflecht nicht Durchsichtige ist hier in titanenhaften Übermut hinein verzeichnet. Zuletzt sei noch ein dramatischer Versuch von Heinrich Driesmans: „Judas. Das fünfte Evangelium“ lobend erwähnt. Bis zum äußersten erwartet der Glaube des Judas, der in freimütiger Kritik dem Meister bittere Wahrheiten sagt, von ihm das Höchste — und der Sterbende bekennt sich zu Judas, in dem er seinen treuesten Jünger sieht. Der Kreuzestod ist für das Empfinden des Dichters die Rache der Liebe — „so brachte er die Welt für alle Zeit in seinen Bannkreis, und in der Umschlingung der himmelauf gekreuzten Arme werden die Völker allda sich vergeblich winden.“ Judas bereut nicht; nein, er ist stolz auf seine Tat; er will sich keinem Menschen unterordnen, auch Jesus nicht, und da die Gottheit

in sein Leben griff, so hat er mit der Machttat seines freien Willens sie selbst gefaßt und nach seinem Willen gelenkt. Die selbständige Dichtung mündet in den Schlußakkord: „Er war der schlecht'ste Jünger nicht . . ."

Ein flüchtiger Blick gilt noch der bildenden Kunst. Auch hier fehlt es an einem einheitlichen Judastypus, zuweilen hat sogar derselbe Maler den Verräter ganz verschiedenartig aufgefaßt. Im allgemeinen kann man sagen: Das Mittelalter gefiel sich in häßlichen Zügen des Mannes, dem das rote Haar — mit dem der Volksglaube bekanntlich die falsche Gesinnung verknüpft — nicht fehlen durfte. Die Neuzeit nimmt ihn geistiger. Ich greife etliche Bilder aus der Fülle heraus: jenen Glaubensschild, den Peter Cornelius im Auftrage Friedrich Wilhelms IV. zur Taufe des Prinzen von Wales schuf, auf dem Judas wie ein Tiefunglücklicher erscheint, dessen Verbrechen weniger seine Schuld ist als sein Verhängnis, oder des gleichen Künstlers Wandgemälde vom Weltgericht in der Ludwigskirche zu München: der Ungetreue in der Hölle, die Rechte faßt den Strick, während die Linke den Beutel weit von sich streckt und der Fürst der Finsternis ihm den Fuß auf die Schulter setzt. Ergreifend ist das wirre Haar und das nicht unedle Gesicht mit der Adlernase. Einen tückischen Judas malt Overbeck in seinem Einzug in Jerusalem; gedrückt schleicht der Verräter, den Zeigefinger lauernd an die bösartigen Lippen gelegt, mit der anderen Hand den Beutel im Mantel bergend. Den seelischen Gegensatz zur Reue des verleugnenden Petrus hat J. v. Führich herausgetrieben, während Schnorr den Selbstmörder vorführt, der an sich selber die Sühne vollzieht. Der edel stilisierende Pfannschmidt zeigt Judas im Seesturm seines Zyklus zum Vaterunser und kräftiger in seinen Wehen des Gerichts in der Unterwelt. Und die Realisten: Eduard v. Gebhardt

gibt ein Abendmahlsgemälde; der leere Schemel deutet an, daß Judas seinen Platz soeben verlassen — mit frechem Hohn steht er noch bei der Tür, die häßliche Falte nm den Mund des alternden Rothaarigen zeigt die gemeine Miene des Hochverräters, in dessen Seele kein Mitleid mit seinem Opfer oder der bekümmerten Jüngerschar mehr aufkommen kann — der Untergang des Meisters ist beschlossene Sache. Schemenhafter ist Fritz v. Uhdes Judas; das Haar wirr über die Stirn hängend, der Bart spitz zulaufend, eine Hakennase in dem jüdischen Gesicht mit stechendem Blick. Mehr nach der Landschaftsseite entwickelt der Leipziger Otto Försterling die Gestalt: Jndas im Gewittersturm bei der Kreuzigung Christi. Während die schwere Gewitterwolke den Kreuzhügel überzieht, strebt er unstät, mit zerzanstem Haar und flatterndem Gewande, einem düsteren Walde zu. Die Verzweiflung des an einen starren Felsblock geklammerten Mannes kommt packend heraus. Sascha Schneiders Kartons mögen den Reigen beschließen: Judas vor dem Weltenrichter. Verzweiflung, die an Wahnsinn grenzt, unter dem durchdringenden Blick des Verratenen, der jetzt majestätisch thront. Zitternd kniet er am Boden, das elende Geld ihm wie bittend entgegenhaltend. Die gebrochene Kraft zeichnet der andere Karton. Der Langhaarige hat den trotzigen Nacken endlich gebeugt, Dornenreiser umschlingen den nackten Leib und bohren sich in sein Fleisch. Die Erde, über die der Fuß schreitet, ist mit glühenden Silberlingen besäet, und ein lichtes Kreuz, das seinem Blick nicht entschwindet, hält die peinvolle Erinnerung wach.

Ein apokryphes Kindheitsevangelium erzählt, Judas sei schon als Kind von einem Dämon besessen gewesen; Tag und Nacht schlug er um sich, und wer ihm nahe kam, den biß er. Der Jesusknabe vertreibt diesen bösen Geist,

der den Jünger in Gestalt eines Hundes verließ, und Judas dankt mit einem Schlag — und zwar an die Stelle, an der ihn später am Kreuz das Schwert des Römers durchbohrt haben soll. So empfand die alte Kirche den Verräter in der Passionsgeschichte der stillen Woche. David Friedrich Strauß hat mit unnachsichtlicher Konsequenz in seinem „Leben Jesu“ viele Einzelzüge, die die Evangelien von Judas berichten, als Lesefrüchte der ersten Christen aus Psalmen und Propheten aufgedeckt, die sie allegorisierend in ihre Gegenwart übertrugen: den Bissen aus der Schüssel, den falschen Kuß, die dreißig Silberlinge und den Töpferacker. Durch den Meister von Nazareth, der dem Leben zu vertrauen und dem Tode furchtlos ins Auge zu schauen wußte, ist sein Verräter, der kein Durchschnittsmensch gewesen zu sein scheint, unsterblich geworden. Eine problematische Natur, aber kein schlechter Kerl.

Register.

(Die Zahlen bezeichnen die Seiten.)